

5 Method(olog)ischer Zugang und Forschungsdesign

5.1 Praxis zwischen Wiederholung und Transformation

Praxistheorien fassen die Vollzüge der Praxis ins Auge. Praxistheoretische Arbeiten aus der Soziologie (Reckwitz 2003; Schäfer 2016b), den cultural studies (Hörning/Reuter 2004a), der Ethnografie (Hirschauer 2001; 2004) und der Erziehungswissenschaft (Breidenstein/Jergus 2008) eint die häufige Bezugnahme auf das ursprünglich von Garfinkel und Sacks in der Ethnomethodologie geprägte Präfix *doing*, das sich in gender-, kultur-, differenz- und ungleichheitsanalytischen Forschungen etabliert hat. Es steht »für eine Heuristik, mit der sich kompakte soziale Tatsachen temporalisieren und als praktische Vollzugswirklichkeiten dekomponieren lassen« (Hirschauer 2004: 73) – und zwar auf einer »tiefergelegten« Ebene unterhalb der Intentionalität und »vor der symbolischen Kondensierung« (ebd.: 73) von Praktiken.

Die verschiedenen Strömungen der Praxistheorie eint zudem, dass sie ein Angebot zum Verstehen des Sozialen jenseits von strukturtheoretischen, zweckorientierten oder normorientierten Sozialtheorien sowie mentalistischen und textualistischen kulturtheoretischen Ansätzen unterbreiten (Reckwitz 2004: 41f.). Reckwitz fasst unter praxistheoretischen Ansätzen ganz verschiedene zusammen. So benennt er etwa

»Harold Garfinkels Ethnomethodologie, Pierre Bourdieus Theorie der Praxis, Wittgensteins Sprachphilosophie, Michel de Certeaus Analyse der ›Kunst des Handelns‹, Foucaults Konzepte der Praktiken des Selbst und der Gouvernamentalität in seinem Spätwerk, Anthony Giddens' Strukturierungstheorie, Judith Butlers Theorie der Performativität oder Ansätze aus den *science studies* wie jener von Bruno Latour – sie alle scheinen in die gemeinsame Richtung einer Theorie sozialer Praktiken zu weisen und gleichzeitig bleiben die konzeptuellen Differenzen augenfällig« (ebd.: 40).

Bei der Aufzählung ist auffällig, dass Reckwitz als Vertreter einer Praxistheorie, die sich das Verhältnis zum Diskurs erst erarbeitet hat (Reckwitz 2008), auch diskursanalytische und poststrukturalistische Ansätze unter Praxistheorien subsumiert. Bourdieu als einflussreichster Vertreter der Praxeologie und Foucault als jener der

Diskursanalyse stünden hier für »zwei Felder unterschiedlicher Analysestrategien« in einem praxeologischen Feld (ebd.: 188). Es gibt also eine große Bandbreite von untereinander mitunter nur lose verbundenen Analyseansätzen, die sich unter dem Dach eines praxeologischen Forschungsstrangs zusammenfassen lassen. Die gegenwärtigen Weiterentwicklungen greifen dabei auf die in der Praxistheorie sehr eng miteinander verbundenen theoretischen und methodologischen Perspektiven zu (Schäfer 2016a: 137). Sie sind nach Reckwitz nicht nur eine »Neuaufgabe der klassischen Handlungstheorien« (Reckwitz 2003: 282), sondern es geht um nichts Geringeres als um »ein modifiziertes Verständnis des ›Sozialen‹« (ebd.: 282).

Bezüglich des theoretischen Selbstverständnisses setzen Praxistheorien auf die Reduzierung »de[s] Status ihrer Aussagen, indem sie bloße *frameworks* von Begriffen und Annahmen anbieten, in deren Rahmen substantielle Theorien spezifischer Praktiken formuliert werden können« (Hirschauer 2008a: 172). Reckwitz (2004) postuliert, dass die Praxistheorie stark sei, wenn ihre begrifflichen Voraussetzungen »dünn« (ebd.: 52) seien. Für die vorliegende Arbeit ist dies von Vorteil, da so die Möglichkeit besteht, sensibilisierende Konzepte für die Heuristik im Rahmen eines praxistheoretisch fundierten Gerüsts nutzbar zu machen.

5.1.1 Soziale und materielle Praktiken als Mikro-Einheiten von Praxis

Praxistheoretische Ansätze zeichnen sich durch ein »modifiziertes Verständnis dessen, was ›Handeln‹ – und damit auch, was der ›Akteur‹ oder das ›Subjekt‹ – ist« (Reckwitz 2003: 282) aus. Sie fokussieren auf Praktiken als »letzte, erste oder kleinste Einheit der sozial- und kulturwissenschaftlichen Analyse« (Reckwitz 2008: 188). Während diskursanalytische Ansätze Ideen- und Zeichensysteme als kleinste Einheit nutzen, sind es in den praxistheoretischen Ansätzen »soziale Praktiken in ihrer materialen Verankerung in Körpern und Artefakten sowie ihrer Abhängigkeit von implizitem Wissen« (ebd.: 188). Praxistheorien fokussieren die Analyse der sozialen Praktiken »als offene, raum-zeitlich verteilte Menge des Tuns und Sprechens, die durch gemeinsame Verständnisse, Teleoaffektivität (Zwecke, Ziele, Emotionen) und Regeln organisiert ist« (Schatzki 2016: 33). Der »Ort« des Sozialen ist in der Praxeologie da, wo »wissensabhängige[.] *performances*« immer wieder neu hervorgebracht werden (Reckwitz 2004: 43, Herv. i. O.).

Praxistheoretische Perspektiven begründen ihren Fundierungsanspruch mit den Argumenten der Implizitheit des Sinnes (1.) sowie der Materialität (2.) (Reckwitz 2008: 191). Des Weiteren ist nach Reckwitz (2003: 284) (3.) das Spannungsverhältnis zwischen Routinisiertheit und Unberechenbarkeit der Praxis als Grundannahme von Praktiken relevant.

- a) Der Rekurs auf *implizites Wissen* als ein »know how, ein Konglomerat von Alltags-techniken, ein praktisches Verstehen im Sinne eines ›Sich auf etwas verstehen‹« (ebd.: 289) ist einer der zentralen Gemeinsamkeiten praxistheoretischer Ansätze. »Die Praxistheorie betont die Implizitheit dieses Wissens, das kein explizierbares Aussagewissen (knowing that) von Überzeugungen darstellt, sondern einem ›praktischen Sinn‹ ähnelt; sie hebt hervor, dass die ›expliziten Regeln‹, die in einem Handlungsfeld als relevant angegeben werden, diesen impliziten Kriterien in keiner Weise entsprechen müssen« (ebd.: 292). Implizites, praktisches Wissen stellt den »Handelnden implizite Kriterien an die Hand, wie [...] [das] Problem der Ordnung [...] immer wieder neu zu bearbeiten ist, wie die Kontingenz der Welt sinnhaft zu erfassen ist« (Reckwitz 2004: 44). »Das Soziale und Kulturelle [...] existiert primär und in letzter Instanz im impliziten Wissen und impliziten Sinn.« (Reckwitz 2008: 191) Erst dieses praktische Wissen mache die Körper handlungsfähig und zu Akteur_innen.
- b) Dabei ist das implizite Wissen nur hinreichend zu fassen, wenn man es auf die Dimension seiner »materiale[n] Verankerung« (Reckwitz 2004: 45) in Körpern und Artefakten ausweitet. In der Praxistheorie ist das Soziale also grundsätzlich mit der *Materialität* verknüpft. Schatzki spricht etwa von Praktiken und materiellen Arrangements, die sich bündeln (Schatzki 2016: 33). Reckwitz (2003: 297f.) stützt sich dabei u.a. auf die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) (Latour 1996), die sich den Dingen zuwendet und deren Praktiken betont. »Soziale Praktiken lassen sich deshalb als ›grundlegend‹ interpretieren, weil sie von vornherein material verankert sind: primär in den Körpern [...], sekundär auch in den Artefakten.« (Reckwitz 2008: 191f.) Die materiellen Praktiken als Körperbewegungen seien wiederum abhängig vom impliziten Wissen. Sie entwickeln Verhaltensroutinen mit Artefakten (ebd.).
- c) »Praxis ist als Scharnier zwischen dem Subjekt und den Strukturen angelegt« (Hörning/Reuter 2004b: 13). Erst durch die Wiederholung von Praktiken bildet sich demnach eine Ordnung des Sozialen heraus. Die *Routinisiertheit* der Praktiken, also ihre »relative[.] ›Geschlossenheit‹ der Wiederholung« (Reckwitz 2003: 294) verleiht der Sozialwelt ihre Strukturiertheit, macht sie verständlich und ordnet sie. Die Grundannahme der Routinisiertheit wird in der Praxistheorie also in einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Frage der *Ordnung* gebracht, um etwa »das Soziale« theoretisch fassen zu können. Das Tun, das Praktizieren von Sozialem, von Differenz, von Geschlecht, wie es mit dem Präfix *doing* zum Ausdruck gebracht wird, betont dabei die *agency* der Subjekte. Mit Hörning und Reuter (2004b) ist aus kulturwissenschaftlicher Sicht aber »[n]icht jede Hantierung, nicht jedes Tun [...] schon Praxis. Erst durch häufiges und regelmäßiges Miteinandertun bilden sich gemeinsame Handlungsgepflogenheiten heraus, die soziale Praktiken ausmachen« (ebd.: 12). Soziale Praktiken sind also bei weitem nicht immer bedeutsam im Sinne der Subjekte (etwa als stilisiertes Ri-

tual oder subversiv-emanzipatorische Handlung), sondern oft sind es »Alltagsroutinen, Gepflogenheiten oder habitualisierte Macharten, die gar kein aktives *doing* vom Einzelnen verlangen« (ebd.: 12).

- d) Neben regelmäßigen, routinisierten Praktiken sind es einer neueren, insbesondere von poststrukturalistischen Positionen befruchteten Theoriediskussion zufolge jedoch auch regelwidrige Praktiken, die Praxis nicht nur vorhersehbar, sondern auch unberechenbar machen. Nicht nur die relative Geschlossenheit, sondern auch die »Offenheit« für Misslingen, Neuinterpretation und Konflikthaftigkeit des alltäglichen Vollzugs« (Reckwitz 2003: 294), zusammengefasst im Aspekt der Unberechenbarkeit von Praktiken, sei insbesondere in der Moderne prägend.

Indem etablierte sozialtheoretische Dichotomien mittels einer relationalen Perspektive überwunden werden, gelingt es der praxeologischen Position, weder Handlungsakte zu isolieren, noch Normen als eigenständige Entitäten überzubetonen (Schäfer 2016a:138). »Stattdessen identifiziert sie Praktiken als Grundlage von Individualität und Strukturbildung.« (Ebd.) Soziale Praktiken liegen zwischen, spielen mit den und destabilisieren die »vorherrschende[n] Dichotomien zwischen Subjekt und Objekt, Körper und Geist, Individualität und Kollektivität, Handlung und Struktur sowie zwischen Theorie und Praxis« (Schmidt 2012: 70). Durch dieses reflexive Wenden könne »auch die sozialwissenschaftliche Theorie – als Produkt eines Ensembles spezifischer situierter theoretischer Praktiken – einer empirischen Beschreibung zugänglich werden« (ebd.: 70). Theoretische Konzepte und Begriffe können so eben nicht mehr als geschlossene behandelt werden. Nach Reckwitz geht es sowohl der Praxeologie (als auch der Diskurstheorie) darum »etwas theoretisch in bestimmten Perspektiven Marginalisiertes, Sekundäres zu rehabilitieren und schließlich als das Primäre zu präsentieren, gewissermaßen eine theoretische Strategie der Umdeutung, des Umkippens eines *supplément* zu betreiben« (Reckwitz 2008: 194, Herv. i. O.).

5.1.2 Poststrukturalistische Erweiterungen der Praxistheorie

Mit der häufigen Betonung der Stabilität des Sozialen (Reckwitz 2003; Hörning 2001), hat sich die Praxistheorie selbst ein theoretisches Problem eingefangen (Schäfer 2016a: 137). Frühe Positionen wie etwa Giddens' Prämisse, dass Routine »die vorherrschende Form der sozialen Alltagspraktiken« (Giddens 1995: 336) sei, seien insofern problematisch, als dass damit offen bleibe, »wie sich institutionalisierte soziale Phänomene praxeologisch einordnen lassen, die im Verlauf eines Lebens – üblicherweise – nicht mehrfach auftreten« (Schäfer 2016a: 138f.). Schäfer meint hier etwa Heirat und Scheidung, aber auch andere Phänomene wie ein Unfall, die sich schwerlich unter die Rhetorik der Routine einordnen lassen. Noch

fragwürdiger ist die Prämisse der Routine aber bezüglich der Stabilität der Ordnung. Die Betonung der Körperlichkeit der Praxis scheint dazu zu verleiten »die nicht-bewusste, routinehafte Reproduktion von Praktiken zu unterstellen und als Garanten für die stabile Ordnung des Sozialen anzusehen« (ebd.: 139). Die Kritik an Bourdieus Konzept des Habitus ist hierfür sinnbildlich: Reckwitz (2003) zufolge ist die Inkorporierung des Wissens, verdichtet im Habitus ein »sozialer Mechanismus, der im Normalfall eine ›konservative‹ Reproduktion von Praktiken – im Übrigen auch eine generative ›Mächtigkeit‹ des Sozialen – begründet« (ebd.: 297). Wenn sich das Soziale aufgrund eines beharrlichen Habitus reproduziert, dann hat, so die Kritik, diese Theorie deterministische, reduktionistische oder mechanistische Züge (Schäfer 2016a: 139). Zudem scheinen Bourdieus Rahmungen der sozialen Felder als zu statisch, versuchen sie doch, zugespitzt formuliert, die sozialen Kämpfe als Kampf zwischen Neuen und Etablierten im Feld zu führen. Dabei jedoch wird vergessen, dass es weder klar abgegrenzte Felder noch homogene Akteur_innen gibt: Da jedoch alle Akteur_innen zugleich immer unterschiedlichen, diversen Feldern angehören, fehlt mit Bourdieus Theorie die Möglichkeit, die Habitusschemata in Momenten des Konflikts, der Brechung, der Ambivalenz zu betrachten (ebd.: 154). Die Frage nach der Spontaneität, der Möglichkeit des Neuen, kann mit Bourdieu demnach nicht beantwortet werden. Es scheint, als sei Bourdieus Begriff des Habitus zu ›dick‹. Reckwitz nimmt in seinem eigenen Theorieentwurf nur verweisend auf den Habitus Bezug, wenn er über eben jene strittige Frage der Praxistheorie reflektiert. Er selbst ›verdünnt‹ die sich hinter der Routinisiertheit versteckende habituell inkorporierte Ordnung und stellt ihr als binäre Gegenlogik die des Eigensinns und der Innovation entgegen (Reckwitz 2003: 297). Damit bezieht er sich einerseits auf ethnomethodologische Positionen und andererseits auf Theoretiker_innen der Cultural Studies sowie des Poststrukturalismus. Ihnen gilt »das beständige Potenzial zu kultureller Innovation – im Übrigen auch von machtvoller ›Widerstand‹ und ›Subversion‹ – als das Kennzeichen der Anwendung sozialer Praktiken« (ebd.: 297).

Noch ›dünner‹ als der letztlich doch an den inkorporierten Dispositionen ansetzende Routinebegriff, ist der von Schäfer (2016a) vorgeschlagene Begriff der Wiederholung (ebd.: 151). Er benennt, ausgehend von einem poststrukturalistischen Praxisbegriff neben der Betrachtung von Differenzen und Verschiebungen noch zwei weitere Analyseprinzipien: das Prinzip der Anerkennung von Relationalität sowie von Heterogenität (ebd.: 143ff.). Relationalität bezieht sich auf das Netz an Relationen, in welche die Praktiken eingebettet sind. *Agency* entstünde nicht intentional oder nur auf das individuelle Subjekt bezogen, sondern zeit- und raumbezogene Elemente beeinflussten die Ausführung von Praxis. Methodologisch gewendet müsse demnach den Relationen gefolgt und müssten diese herausgearbeitet werden. Heterogenität meint zweitens hier, »dass die Entitäten, die in einer Praxis zusammenkommen, von ganz unterschiedlicher Qualität sein können« (ebd.: 145), dass also Körper-

praktiken, Nutzung von Artefakten etc. für sich genommen schon sehr heterogen sind, aber dann auch in ihrer Relationalität jeweils für sich noch einmal unvorhergesehen irritiert werden können.

Um das Paradoxe, Widersprüchliche, Ambivalente, Auflösende der Praxis greifbar zu machen, greifen Praxistheoretiker_innen z.B. auf poststrukturalistische Positionen von Deleuze und Derrida zur *différance* zurück, wenn auch mit unterschiedlicher Konsequenz (Wrana 2014; Schäfer 2016a). Eine Wiederholung erzeugt demnach nie das Gleiche, sondern eine »Wiederkehr des Ungleichen als eines Gleichen« (Waldenfels 2001: 7, zit.n. Schäfer 2016a: 140). Daher ist es ratsam, die Wiederholung von der Differenz her zu denken. So bringt alle Wiederholung ein Nicht-Identisches hervor, jede Praxis ist daher im Grunde singulär. Eine tatsächliche Wiederholung ist hingegen ein »prekäres Grenzereignis [...] da Instabilität stets noch in die stabilste Wiederholung eingeschrieben ist« (ebd.: 141). Iterabilität verweist auf die »strukturelle Wiederholbarkeit jeder Praxis« (ebd.: 141) und betont den prozesshaften Charakter von Wiederholung, der die Bedeutung erst sichert. Jedoch schließt jede Wiederholung stets Veränderungen bzw. Verschiebungen ein (ebd.: 141). Diese poststrukturalistischen Reflexionen können die Praxistheorie für ein dynamisches Verständnis von Wiederholung sensibilisieren. Derart praxistheoretische Perspektiven wenden sich also gegen individualtheoretische Subjektfassungen und sehen das Subjekt als ein immer wieder neu im Entstehen befindliches. Den Platz für das Paradoxe, Widersprüchliche, Ambivalente, Auflösende der Praxis analytisch zu schaffen, ist in der Praxistheorie jedoch kein einfach zu lösendes Problem. Reckwitz (2003) etwa begründet subversives Potenzial über »die Kontextualität, die Zeitlichkeit und die Agonalität der Praktiken« (ebd.: 297). Für Schäfer (2016a) braucht es, ähnlich, die Entfaltung der »komplexen Verbindungen [...], die Praktiken in Raum und Zeit unterhalten« (ebd.: 139).

Zusammenfassend soll an dieser Stelle festgehalten werden, dass Praxistheorie herausgefordert ist, die Zeitlichkeit, Räumlichkeit, Materialität und Körperlichkeit der Praktiken zu fokussieren und nicht nur die Praxis der Wiederholung, sondern gleichsam auch deren Verschiebungen mit einzuschließen. Dies bedeutet eine Perspektivierung der raum-zeitlichen Relationalität, der Häufigkeit und der Veränderung der Wiederholung der Praktiken. Die Frage ist also, wie stabil die Praxis ist und welche Mechanismen zu ihrer Stabilisierung beitragen, welche sie irritieren sowie welche Körperpraktiken und materiellen Arrangements die stabile Wiederholung unterstützen bzw. transformieren. So scheint möglich, Fragen nach der Reproduktion und Transformation des Sozialen im Kontext seiner Machtverhältnisse und Praktiken sozialer Differenzierung gleichermaßen zu betrachten (ebd.: 156).

5.1.3 Dialektische Kritik an der Praxistheorie

Praxistheoretische Theorieansätze können vonseiten einer praxisphilosophischen Position einer dialektischen Kritik unterzogen werden (May 2018). Mit der Praxistheorie nach Reckwitz könne demnach die »Verwirklichung eines Zusammenhangs menschlicher Sinnlichkeit einschließlich durch Blockierungen nicht verwirklichter Vermögen« (ebd.: 47) nur schwerlich fokussiert werden. So fehle die Sensibilität für Formen von Aneignungen durch ein aus dialektischer Perspektive als handlungsfähig und eigensinnig zu zeichnenden Praxissubjekts. Auch gebe sie keinen Aufschluss über die Art der »Logik oder Grammatik« (ebd.: 50) der Praktiken, die den vielfältigen Lebensformen in den sozialen Feldern Rechnung trügen. Wenn etwa soziale Felder sich auf Funktionssysteme bezögen, also auf jene Felder, in denen es eine Ausdifferenzierung nach bestimmten Interessen gibt, so könne nicht davon ausgegangen werden, dass die Praktiken der dort tätigen Subjekte einer homologen Struktur folgten. Wie sind dann aber die Praktiken der Klassen, Milieus, Bewegungen etc. in einem sozialen Feld analysierbar, welches von der Vorherrschaft einer bestimmten Tätigkeit geprägt ist (ebd.: 50)? Als problematisch festzuhalten ist, dass die Praxistheorie mit einem unzureichenden Verständnis von Alltag arbeitet, wenn sie die alltäglichen, routinisierten Handlungen beobachtet. So können auf einer empirischen Ebene zwar alltägliche Praktiken beschrieben werden, doch aus dialektischer Perspektive ist Alltag mehr als die »übergreifende Ebene von Routinehandlungen« (ebd.: 51). Alltag ist etwas Aufgespaltenes und formalisiert Systematisiertes »in [...] Sektoren der Arbeit, des Privatlebens und der Freizeit« (ebd.: 51). Alltäglichkeit ist mehr als nur die »empirische Organisationsform des menschlichen Lebens« (Lefebvre 1977: 153), sondern auch »ein Haufen von Repräsentationen, die diese Organisation maskieren« (ebd.). Alltäglichkeit erscheint hier als »Entfremdung der Form durch die Form« (Lefebvre 1975: 346). Hier wird also die »Politik« der Praxistheorie kritisiert, die blind für die Zumutungen einer entfremdeten Gesellschaft ist. Das Sich-*nicht*-ins-Verhältnis-Setzen erscheint als implizit normatives Prinzip der Praxistheorie, das es kritisch aufzuschließen gilt.

Ausgeblendet bleiben in der Praxistheorie auch die Perspektivierungen auf Institutionen als aggregierte soziale Praxis, die sich epistemologisch verfestigt (May 2018). Deren Gewordensein durch einstmals »lebendige Arbeit« (Negt/Kluge 1981) weicht im Laufe der Zeit einer verselbständigten Form als »tote Arbeit« (ebd.). Jedoch gibt es auch die »lebendige Institution« (Jaeggi 2009), die sich dadurch kennzeichnen lässt, »dass sie sich nie einfachhin reproduziert, sondern immer wieder der neuen, aneignenden Interpretation und der reaktualisierenden Affirmation bedarf« (ebd.: 543). Der Unterschied und das Verhältnis von toter und lebendiger Arbeit wird mit der Praxistheorie vernachlässigt (May 2018: 53). Gibt es mehr tote Arbeit, ist es eben nicht nur die Wiederholung, sondern auch die Entlebendigung, die hier mit hineinspielt und insofern jedoch praxistheoretisch nicht abgebildet wer-

den kann (ebd.: 53). Das heißt, die Möglichkeit der Perspektivierung aggregierter sozialer Praxis als neu und progressiv gegenüber entlebendigten Formen verfestigter Praxis ist insbesondere aus einer analytisch-kritischen Perspektive, wie sie in der vorliegenden Arbeit eingenommen wird, relevant.

5.2 Diskurs als Praxis

In dieser Arbeit kommt eine Methodologie zur Anwendung, welche die Perspektive auf Macht und Herrschaft in die praxistheoretische Basis integriert. Als nächsten Schritt soll der praxistheoretische Zugang daher um diskursanalytische Bezugnahmen erweitert werden.

Reckwitz (2008; 2003) würdigt die Arbeiten Foucaults zur Regierung des Selbst (2000) oder Butlers Performativitätsansatz (1990) als Beiträge zur Theorie sozialer Praktiken. Selbst diese beiden Vertreter_innen der Diskursanalyse bzw. des Poststrukturalismus lassen sich demnach »verwirrenderweise« (Reckwitz 2008) dem praxeologischen Feld zuordnen. Als sinnrekonstruierend sind Theorien sozialer Praktiken und Theorien von Diskursen gleichermaßen am Spannungsverhältnis zwischen Praxis und Diskurs interessiert (ebd.: 189). So ist die »Differenz zwischen Praktiken und Diskursen als zwei Ausgangspunkten kulturwissenschaftlicher Analyse [...] nun jedoch nicht allein auf der Ebene von Sozialtheorie von Bedeutung, sie betrifft auch und vor allem die Ebene der Methodologie« (ebd.: 189). Methodologisch ist das Zusammendenken von Praktiken und Diskursen ein Grenzfall, denn nicht nur die Analysemethoden sind unterschiedliche, sondern auch die Gegenstände sind unterschiedlich methodisch zugänglich. Dies trägt dazu bei, dass die Rolle der Forschenden, aber auch die Subjektfassungen jeweils anders nuanciert sind: Auf der einen Seite ist die Forscherin eine Feldforschende, auf der anderen Seite auf der Suche nach der Macht des Diskursiven. Das Subjekt erscheint einmal, wenn wir uns die oben aufgeführte dialektische Kritik an der Praxistheorie vergegenwärtigen und weiterentwickeln, als handlungsfähiges Praxissubjekt, auf der anderen Seite wird es gezeichnet als Effekt von Diskursen, in dieser Arbeit bezeichnet als Anrufungs-subjekt. In der Arbeit wird dieser Gegensatz genutzt, um jeweils unterschiedliche Qualitäten von Praxis im Moment ihrer Erbringung zu zeigen. Es kommt nicht zum »Gegeneinander-Ausspielen praxeologischer und diskursanalytischer Ansätze« (ebd.: 190), sondern stattdessen werden praxeologische Analyse und Diskursanalyse als »zwei Seiten des gleichen kulturwissenschaftlichen Analyseprojekts [wahrgenommen]« (ebd.: 190).

5.2.1 Praktiken als Herausforderung für die Diskursanalyse

Die Erarbeitung der dieser Arbeit zugrundeliegenden Methodologie wurde geprägt durch poststrukturalistisch sensibilisierte, ethnografische Arbeiten, etwa Langers (2008) Ethnografie zu Körperpraktiken in der Schule oder Ott's (2011) machtanalytische Ethnografie zu Aktivierungspraktiken im Profiling sowie dahingehende theoretische Beiträge (Wrana/Langer 2007). Um das Diskursive in die ethnografische Analyse einzubeziehen, bedarf es der Auseinandersetzung mit den Konzepten und Begriffsschattierungen des Diskursbegriffes. Dabei stößt man unweigerlich auf eine Vielzahl unterschiedlicher Auslegungen der Form und Reichweite. Ziel des folgenden Abschnitts ist es, dieses Verhältnis gegenstandsangemessen für die vorliegende Arbeit zu bestimmen.

Es ist gängig, Sprachlich-Textliches dem Diskurs und alles, was dies nicht ist, dem Außer-Diskursiven zuzuordnen (Bührmann/Schneider 2007; Bührmann 2005: 179f.). Ein enger Diskursbegriff bezieht sich auf das »set of symbolic representations and practices embodied in a range of texts, speeches and signifying sequences of all sorts« (Howarth 2005: 336). Die Lesart wird durch die Gleichsetzung von Diskurstheorie mit Diskursanalyse als Analyse von Verschriftlichtem befördert (Dzudzek 2016: 84). Doch auch Nicht-Sprachliches bzw. Nicht-Textliches kann für die Perspektive auf das Diskursive fruchtbar gemacht werden. Für die Arbeiten im Kontext erziehungswissenschaftlicher Diskursanalysen lassen sich unterschiedliche Diskursverständnisse ausmachen. Fegter et al. (2015) haben sich die Forschungsarbeiten zwischen den Polen »Diskurs als Ordnung und Diskurs als Praxis« angeschaut und einen »diskurstheoretischen Minimalkonsens« (ebd.: 14) im Anschluss an die Diskurstheorie Foucaults herausgearbeitet: So sei a) Sprache der Horizont zur Konstitution von Wirklichkeit. In der erziehungswissenschaftlichen Diskursforschung liege der Fokus überdies eher bei der Praxis des Sprechens als bei der Sprache selbst. Weiterhin sei b) Diskurs mehr als Sprache. Letztlich gehe es immer darum »Wissen« und »Wahrheit« durch diskursive Praktiken zu erlangen. c) Mit Foucault werde jeglicher Wahrheitsanspruch an Wissen obsolet, denn Wissen und Wissensformationen seien historisch bedingt und damit kontingent. Dieses Wissen könne dekonstruiert werden, jedoch nicht, um es dann angemessener wieder zu konstruieren, sondern um seine Bedingtheit erkennbar zu machen. Schließlich lasse sich d) Diskursivität auf zweierlei Art perspektivieren: als empirisch isolierbare diskursive Formationen einerseits und als diskursive Praktiken andererseits (ebd.: 14).

5.2.2 Über diskursive und nicht-diskursive Praktiken hinweg

In dieser Arbeit wird der Diskursbegriff weit gefasst (Ott 2011; Langer 2008; Wrana 2006; Wrana 2012; Wrana/Langer 2007): »discourse is ›bigger than language« (Macgilchrist/van Hout 2011: Abs. 6). Diskurs ist mehr als das, was über Sprache und Text

zu erkennen ist. Im Folgenden soll der Diskursbegriff näher beschrieben und eine Grenzbestimmung zwischen Diskurs und Praxis vorgenommen werden.

Wrana und Langer (2007) problematisieren die Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, wie sie von Foucault und, auf ihn aufbauend, von Diskurstheoretiker_innen wie Keller (2005) oder Jäger (2001) vorgenommen wird. Sie zeigen, dass diese Unterscheidung selbst eine Trennung von etwas vollführt, was zusammen gedacht werden müsse. So sei Foucaults Diskurstheorie nach Jäger (ebd.) stark sprachlich zentriert und berücksichtige nur unangemessen, »dass die Diskurse und die Welt der Gegenständlichkeiten bzw. Wirklichkeiten substanziell miteinander vermittelt sind und nicht unabhängig voneinander existieren« (ebd.: 90). Somit konstruiere sich ein Vermittlungsproblem zwischen den (getrennten) Wirklichkeiten und damit auch zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken (Wrana/Langer 2007: Abs. 2). Doch »[u]m so mehr man das Diskursive und das Nicht-Diskursive als zwei getrennte Wirklichkeiten begreift, um so problematischer wird die sich daraus ergebende Vermittlungsfrage« (ebd.: Abs. 2). Dieses Problembewusstsein tragen auch kritische Weiterentwicklungen der Diskursanalyse mit, wie etwa die um den Machtaspekt erweiterte Dispositivanalyse. Diese »[schließt] – ausgehend von vom [sic!] Diskursiven – eine Analyse der Machtverhältnisse und der nicht-diskursiven Praktiken mit ein [...]« (ebd.: Abs. 4). Die verschiedenen Ansätze der Dispositivanalyse (Bühmann 2004; Schneider/Hirsland 2005) eint das Bemühen um den Stellenwert des Nicht-Diskursiven und damit die Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken. Wrana und Langer (2007) schließen sich dem Problembewusstsein an, fragen aber »wie sich die Unterscheidung diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken realisiert, wenn sie an Untersuchungsgegenständen konkretisiert wird« (ebd.: Abs. 4). Beide Ebenen seien derart miteinander vermittelt, »dass diese bereits in den Gegenständen so eng ist, dass eine vorgängige analytische Unterscheidung zweier Ebenen problematisch erscheint« (ebd.: Abs. 4). Selbst Foucault hätte diese Trennung nicht vorgenommen und präge *keinen* »autonom sprachlichen Diskursbegriff«, sondern »[versuche] den Diskurs als Grenze zwischen dem Sprachlichem und dem Nicht-Sprachlichen zu konzeptionieren« (ebd.: Abs. 4). In der »Archäologie des Wissens« (1973) entwirft Foucault die Diskurstheorie. Hier spürt er den diskursiven Formationen nach und arbeitet deren Differenzierungsebenen heraus. Foucault interessieren die je eigenen Unterschiede der Gegenstände, der Objekte des Diskurses, die zu einem spezifischen Zeitpunkt zutage treten. Er verortet etwa für den Psychopathologie-Diskurs des 19. Jahrhunderts die Konturen ihres Auftauchens in den Milieus und Familien, den Glaubensgemeinschaften, die eine Toleranzschwelle haben, jenseits derer der Wahnsinn etwa von Angehörigen nicht mehr tragbar sei. Sie delegierten die Diagnose an die Medizin. In dieser Zeit der ersten Differenzierungen – was ist Abweichung, was ist Kriminalität – definiert sich, worüber man spricht, formiert sich ein Objektstatus (Foucault 1973: 62). Darüber hinaus sind die Instanzen der Dif-

ferenzierung zu finden: wenn also die Medizin die gesellschaftliche Hauptinstanz zur Beurteilung von Wahnsinn im 19. Jahrhundert wurde, so gab es trotzdem weitere einflussreiche Instanzen (Justiz, Kirche, Kunst- und Literaturkritik). Um die diskursive Formation des Psychopathologie-Diskurses noch enger zu umkreisen, sind es schließlich die »Spezifikationsraster« (ebd.: 64), die zu analysieren sind, also Formen der Kategorisierungen von Wahnsinn. Mit Foucault gesprochen geht es jedoch noch darüber hinaus: »Der Diskurs ist etwas ganz anderes als der Ort, wo sich Gegenstände, die vorher errichtet worden wären, niederlegen und überlagern wie auf einer einfachen Inschriftenfläche.« (Ebd.: 65) Es sind die Beziehungen zwischen den Differenzierungsebenen, die möglichen Gründe dafür, was die Aufzählungen ermöglicht hat, das implizierte gemeinte Ganze, auf das er sich bezieht, die Praktiken der Wissensproduktion, die zur Bestimmung eines Diskurses ermittelt werden müssen (ebd.: 65; Wrana/Langer 2007: Abs. 6). Der Diskurs existiert nur »unter den positiven Bedingungen eines komplexen Bündels von Beziehungen« (Foucault 1973: 68). Die Beziehungen gestatten dem Diskurs also, in Erscheinung zu treten. Es sind diese Beziehungen, die Foucault zufolge »eigentlich *diskursiv*« (ebd.: 69, Herv. i. O.) zu nennen sind. Diese »diskursiven Beziehungen sind dem Diskurs nicht innerlich [...]: sie verbinden die Begriffe oder die Wörter nicht untereinander; sie errichten zwischen den Sätzen oder den Propositionen keine deduktive oder rhetorische Architektur« (ebd.: 69f.). Jedoch sind die diskursiven Beziehungen dem Diskurs auch nicht äußerlich.

»Sie befinden sich irgendwie an der Grenze des Diskurses: [...] sie bestimmen das Bündel von Beziehungen, die der Diskurs bewirken muß, um von diesen und jenen Gegenständen reden, sie behandeln, sie benennen, sie analysieren, sie klassifizieren, sie erklären zu können. Diese Beziehungen charakterisieren nicht die Sprache, die der Diskurs benutzt, nicht die Umstände, unter denen er sich entfaltet, sondern den *Diskurs selbst als Praxis*.« (ebd.: 70, Herv. S.P.)

Der Diskurs kann nicht unabhängig von Praxis isoliert werden, sondern ist in seinem Beziehungsgeflecht zu betrachten. Foucaults Diskursbegriff in der »Archäologie des Wissens« (1973) ist also »weit davon entfernt, die Welt »als Text« und den Diskurs als sprachliche Immanenzebene zu verstehen« (Wrana/Langer 2007: Abs. 6), womit das sprachliche Handeln ins Zentrum der Diskurstheorie rückt (ebd.: Abs. 5).

Erklärungsbedürftig ist der Sprachgebrauch, denn es kann nicht davon ausgegangen werden, dass die Unterscheidung zwischen sprachlich und nicht-sprachlich mit der Unterscheidung zwischen diskursiv und nicht-diskursiv in eins geht (ebd.: Abs. 7). Vielmehr

»wäre eine nicht-diskursive Praktik keine nicht-sprachliche Praktik, sondern eine, die nicht mit Diskursen in unmittelbaren Beziehungen steht. Da aber das Gesamt der Beziehungen ein System bildet, müsste man nun argumentieren, dass die ›eigentlich‹ nicht-diskursiven Praktiken zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar mit Diskursen verbunden sind, und daher nicht einfach ›nicht-diskursiv‹ sind, sondern ›uneigentlich diskursiv‹.« (Ebd.: Abs. 7)

Foucault benutze den Begriff der nicht-diskursiven Praktiken im Kontext einer strategischen Perspektive. Jede diskursive Praxis habe demnach etwas Strategisches und auch die Beziehung zwischen Diskursivem und Nicht-Diskursivem sei strategisch (Foucault 1973: 99ff.). Welches Sagbare gewählt werde, verweise »auf die ›Bruchstelle‹ zum Nicht-Diskursiven innerhalb des Diskurses« (Wrana/Langer 2007: Abs. 8). Wo sind also die Bruchstellen, wo etwas nicht zusammenpasst und was sagt das über die strategische Funktion der Formation aus? Es kommt darauf an, die Grenze zwischen Diskursivem und Nicht-Diskursivem als »Zone grenzüberschreitender Bezüge« (ebd.: Abs. 9) zu begreifen. Es geht demnach um *Diskurs als Praxis* und nicht um das Diskursive als solches (ebd.: Abs. 9). Im Fokus steht der »Diskurs als Praxis, der sich an ein bestimmtes Feld von Gegenständen wendet, der sich in den Händen einer gewissen Zahl von statuarisch bezeichneten Individuen befindet, der schließlich bestimmte Funktionen in der Gesellschaft zu erfüllen hat, sich über Praktiken artikuliert, die ihm äußerlich und selbst nicht diskursiver Natur sind« (Foucault 1973: 234).

Im Kern ist »diskursive Praxis [...] eine Praxis der Konstitution von ›Wissen‹ und ›Wahrheit‹, d.h. sie produziert die Bedeutung von Dingen und Handlungen, von gesellschaftlichen und politischen Geschehnissen oder Zusammenhängen, von Existenz- und Lebensweisen« (Fegter et al. 2015: 14f.). Und andersherum verleiht die diskursive Praxis diesen ihre Gültigkeit. »In Frage steht dann nicht, ob Aussagen eine Wirklichkeit angemessen repräsentieren, sondern inwiefern sie produktiv sind und die von ihnen referierte Wirklichkeit mitkonstruieren.« (Ebd.: 15) Es steht somit eher der Vollzug der Diskursivität in den Situationen der Praxis im Vordergrund und nicht etwa die Rekonstruktion von diskursiven Formationen. Diskursive Formationen sind jedoch ausgesprochen wichtig für diese Ansätze, denn es wird beobachtet, wie in den Praktiken auf die darüber liegenden Wissensordnungen Bezug genommen wird. Diese müssen in den Praktiken immer wieder neu geschaffen, aktualisiert und damit autorisiert werden, um ihre Gültigkeit nicht zu verlieren (ebd.: 18). So richten sich die Analysen »auf die diskursiven Brüche, Diskontinuitäten und Singularitäten und rücken das Minoritäre und Hybride in den Blick« (ebd.: 18).

5.2.3 Das Diskursive von Alltagspraxis und Körper

Für eine diskursanalytisch informierte ethnografische Forschung ist es relevant zu klären, ob auch die Alltagspraxis und der Körper Orte des Diskursiven darstellen können oder nicht. Die Fassung von Diskurs als Praxis ermöglicht es, prinzipiell jede »alltägliche und nichtalltägliche Äußerung – insofern in ihnen qua sprachlichem Handeln Gegenstände hervorgebracht, Bedeutungsfelder konstruiert und Subjekte konstituiert werden« (Wrana/Langer 2007: Abs. 33), diskursanalytisch zu fassen. Wenn sich der Forschungsgegenstand also in einem Maße dazu eignet, dass in den spezifischen Situationen bedeutungsvolle Relationen von Praktiken herausgearbeitet werden können, dann können diese diskursanalytisch aufgeschlossen werden, unabhängig davon, ob es sich um bekannte öffentliche Diskurse, Alltags- oder Körperpraktiken handelt.

Auch der Körper selbst kann Diskursmedium sein, denn hier sind »das Körperliche und das Diskursive verwoben« (ebd.: Abs. 48) und auch die eigenleibliche Erfahrung ist nicht zu trennen von den Praktiken des Deutens und Interpretierens derselben (ebd.: Abs. 48). Körpersprache ist nicht quasi-natürlich gegeben, sondern besitzt eine Historizität. So kann Langer (2008) am Beispiel von Berührungen von Schüler_innen durch Lehrende zeigen, wie Körperlichkeit in der Schule diskursiv konstituiert und eine Praxis sozialer Positionierungen hervorbringt. Die Körpersprache ist nicht-sprachlich, doch keineswegs nicht-diskursiv: deren symbolische Aufladung erscheint erst vor dem Diskurshorizont. »Das Diskursive legitimiert nicht einfach die genannte Körperpraxis, es liegt ihr vielmehr als symbolische Ordnung der sozialen Hierarchie zugleich zugrunde und wird von ihr stabilisiert.« (Wrana/Langer 2007: Abs. 54)

5.3 Machttheoretische Sensibilisierung

Diskursive Praktiken bringen Differenzierungen hervor, sie können Unterscheidungen treffen, Bewertungen vornehmen, bestimmte Deutungen betonen und andere ausschließen. Die Frage ist, wessen diskursive Praxis in welcher Weise machtvoll ist? Ausgehend vom Foucault'schen Machtbegriff, der Macht auf der mikroanalytischen Ebene fassbar macht, wird im Folgenden in kritischer Weiterentwicklung der analytischen Sensibilisierung eine Orientierung hin auf die Perspektiven Eigensinn und Widerstand sowie Hegemonie in den Situationen vorgenommen.

5.3.1 Foucaults Machtbegriff

Das Verständnis von Macht hat sich bei Foucault im Laufe seiner Arbeiten von einer vormals juristisch-diskursiven Konzeption (in der »Ordnung des Diskurses«, 1996) hin zu einem strategisch-positiven Machtverständnis (1994[1976]; 2017[1977]) verändert (Lorey 1999: 87; Foucault 1978: 104f.). Für Foucault gibt es nicht *die* Macht, was ihm, wie etwa von Fraser (1994b) die Kritik einbringt, er nenne zu viele Dinge Macht (ebd.: 52). Foucaults Machtbegriff, wie er ihn in »Der Wille zum Wissen« (2017[1977]), in »Subjekt und Macht« (2005) oder in »Wie wird Macht ausgeübt« (1994) umreißt, ist ein Versuch, »eine kritische Untersuchung der Machtthematik anzugehen« (ebd.: 251), eher als eine »Metaphysik« oder eine »Ontologie« der Macht einzuschmuggeln« (ebd.: 251). Was er mit Macht meint, ist nicht zugunsten der Pole positiv oder negativ, oben oder unten, links oder rechts, legitim oder illegitim zu verorten:

»Man möchte nicht wissen, was wahr oder falsch, begründet oder nicht begründet, wirklich oder illusorisch, wissenschaftlich oder ideologisch, legitim oder mißbräuchlich ist. Man möchte wissen, welche Verbindungen, welche Verschränkungen zwischen Zwangsmechanismen und Erkenntniselementen aufgefunden werden können, welche Verweisungen und Stützungen sich zwischen ihnen entwickeln, wieso ein bestimmtes Erkenntniselement – sei es wahr oder wahrscheinlich oder ungewiß oder falsch – Machtwirkungen hervorbringt und wieso ein bestimmtes Zwangsverfahren rationale, kalkulierte, technisch effiziente Formen und Rechtfertigungen annimmt.« (Foucault 1992: 31)

Macht ist bei Foucault also nicht, wie etwa bei Weber (1972), in einen gewaltförmigen Zusammenhang des Durchsetzens des Willens gegenüber anderen zu stellen. Indem Foucault (1992) bewusst eine »Neutralisierung in Sachen Legitimität« (ebd.: 32) vornimmt, kann Macht, da die Analyse dies nicht wertet, von einem positiven Zusammenhang ausgehend, analysiert werden: Die Frage ist dann nicht »Was ist legitim und richtig?«, sondern »Wo wird etwas akzeptiert?«.

Foucaults Machtbegriff setzt sich vom Gewalt-Begriff ab. Während ein Gewaltverhältnis auf einen Körper oder auf Dinge einwirkt, »zwingt, beugt, bricht, [...] zerstört« (Foucault 1994: 254) und letztlich in die Passivität zwingt, »errichtet sich [ein Machtverhältnis hingegen] auf zwei Elementen, ohne die kein Machtverhältnis zustande kommt« (ebd.: 254). Hier wird deutlich, dass für Foucault Macht nur in Beziehungen existiert. Foucault interessiert genau dieser Zwischenraum, also die Ausdrucksweise und die Beschaffenheit dieser Relationen. Es geht hier also nicht um gesetzlich, institutionell oder ideologisch konstituierte Machtmechanismen, nicht darum, dass Stärkere Macht über Schwächere ausüben, sondern Macht ist eine Verhältnisbestimmung und eher zu denken als ein »Ensemble von Handlungen, die sich gegenseitig hervorrufen und beantworten« (ebd.: 252). Somit ist auch klar, dass der

Machtbegriff nicht auf ein Zentrum der Macht referenziert, sondern auf den »bebenden Sockel der Kräfteverhältnisse« (Foucault 2017[1977]: 93).

»Unter Macht, scheint mir, ist zunächst zu verstehen: die Vielfältigkeit von Kräfteverhältnissen [...]; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kräfteverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt; die Stützen, die diese Kräfteverhältnisse aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketten – oder die Verschiebungen und Widersprüche, die sie gegeneinander isolieren; und schließlich die Strategien, in denen sie zur Wirkung gelangen und deren große Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten, in der Gesetzgebung und in den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern.« (Ebd.: 93)

Zustände von Macht werden demnach unablässig produktiv erzeugt, sind damit aber auch als instabil und lokal zu begreifen. Somit ist Macht überall und allgegenwärtig und nur im Sinne einer »komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft« (ebd.: 94) zu begreifen. Mit diesem Machtverständnis, das sich deutlich von repressiven Begriffsverständnissen absetzt, entpuppt sich die Vorstellung von Herrscher_innen oder herrschenden Klassen als Trugbild (Demirović 2008: 17). Nichtsdestotrotz gibt es auch bei Foucault die Permanenz machtvoller Strukturen – wie oben umschrieben als »Kristallisierungen« in Institutionen des Staates, in der Gesetzgebung oder hegemonialen Dominanzen innerhalb der gesellschaftlichen Gruppen und Kräfte (Foucault 2017[1977]: 93).

So umfassend die Bezüge sind, die Foucault knüpft, so gleichermaßen mikroskopisch greifbar sind sie auf der Ebene der Situation. Macht vollzieht sich. Macht ist den Situationen und den hierin tangierten Verhältnissen inhärent. »Sie sind einerseits die unmittelbaren Auswirkungen von Teilungen, Ungleichheiten und Ungleichgewichten, die in jenen Verhältnissen zustande kommen, und andererseits sind sie die inneren Bedingungen jener Differenzierungen.« (Ebd.: 94) Insofern sind Machtbeziehungen einer Situation nicht äußerlich übergestülpt, sondern werden in diesen hervorgebracht. Also muss auch die Richtung der Macht konsequenterweise nicht als »von oben« kommend gesehen werden, sondern »Macht kommt von unten« (ebd.: 95). Machtverhältnisse im Sinne eines produktiven und ordnenden Kräfteverhältnisses »wurzeln in der Gesamtheit des gesellschaftlichen Netzes [...] Die Formung und Orte des ›Gouvernements‹ der Menschen untereinander in einer Gesellschaft sind vielfältig, sie überlagern sich, kreuzen sich, beschränken und annullieren sich bisweilen, verstärken sich in anderen Fällen« (Foucault 1994: 258). Auch wenn sich Macht, »um sich in ein zerstreutes Möglichkeitsfeld einzuschreiben, auf permanente Strukturen stützt« (ebd.: 254), gibt es Macht nur *in actu* – »als von den ›einen‹ auf die ›anderen‹ ausgeübte« (ebd.: 254). Macht ist insofern auch nicht übertragbar. Solange es sich um ein Machtverhältnis und kein Gewaltverhältnis

nis handelt, solange also auf das Handeln der Anderen und nicht deren Körper oder auf Dinge direkt eingewirkt wird, verzichten die Subjekte also nicht auf Freiheit zugunsten der Delegation von Macht an Andere: »Wohl kann das Machtverhältnis auf einer vorangehenden oder permanenten Zustimmung beruhen; seiner eigentlichen Natur nach aber ist es nicht Ausdruck eines Konsenses.« (Ebd.: 254) Das Subjekt in einem Machtverhältnis hat immer verschiedene Optionen zum Handeln. Es bleibt »als Subjekt des Handelns bis zuletzt anerkannt und erhalten [...] [V]or dem Machtverhältnis [eröffnet sich] ein ganzes Feld von möglichen Antworten, Reaktionen, Wirkungen, Erfindungen« (ebd.: 254). Machtausübung bedeutet mit Foucault »Einwirken[...] auf ein oder mehrere handelnde Subjekte, und dies, sofern sie handeln oder zum Handeln fähig sind. Ein Handeln auf Handlungen« (ebd.: 255; Foucault 2005: 285ff.).

Indem Foucault die Freiheit betont, die es braucht, um Macht auf individuelle oder auch kollektive Subjekte auszuüben, indem also bezüglich der Ausübung von Macht immer auch ein Unbestimmtes mitspielt, wird fraglich, wie und wo die Grenze zwischen Macht und Zwang, zwischen Macht und Gewalt gezogen wird. Denn bei Foucault ist es nicht die geläufige und qua Gesetzen abgesicherte Unterscheidung zwischen legitim und illegitim, die eine Richtschnur für die Unterscheidung zwischen Macht und Zwang liefert, sondern beides scheint gleichsam mit unscharfer Begrenzung miteinander zu existieren. »Dort wo die Determinierungen gesättigt sind, existiert kein Machtverhältnis« (ebd.: 255), also dort, wo es keine verschiedenartigen Lösungen, keinen Ausweg, keine anderen Verhaltensweisen gibt, dort muss man eher von einem Zwangsverhältnis sprechen. Rancière (2002), der von Foucaults Machtbegriff beeinflusst ist, spricht im Zusammenhang zum auch hier interessierenden Kontext der Politik von politischen Momenten, denen ein Machtverhältnis inhärent ist, also eines mit Option auf Verschiebungen qua Konflikt, und jenen Momenten, die er als Polizei bezeichnet. Polizei ist zu beschreiben als ein Zwangsverhältnis, ein determinierter Raum, in dem der Konflikt keinen Raum zur Aushandlung findet. Ein Machtverhältnis hingegen bietet stets die Möglichkeit für das »Aufbegehren der Freiheit« (Foucault 1994: 256). Machtverhältnisse zu verschieben, zu irritieren, die Beziehungen neu auszuhandeln, kommt mit Foucault Akten »fortwährende[r] Provokation« (ebd.: 256) gleich. Sein Machtbegriff betont den *Konflikt*. Diese Rahmung geht analytisch mit der Fassung der Situation veranstalteter Partizipation als Konfliktarena in Passung, auf die später noch eingegangen wird (siehe Abschnitt 7.1 Situationen veranstalteter Partizipation als Konfliktarena).

Der Machtbegriff ist eng mit der Dimension des Wissens verknüpft. Den zentralen Begriff des Wissens benutzt Foucault »hauptsächlich, um alles zu neutralisieren, was Legitimierung oder auch nur die Hierarchisierung von Werten sein könnte« (Foucault 1992: 60). Hier wird ein Wissensbegriff bemüht, der neutral und gleichsam mit Macht verknüpft ist: »Das würde ich das Wissen nennen: Erkenntniselemente, die unabhängig von ihrem Wert für uns, für einen reinen Geist, innerhalb ihres Be-

reiches und außerhalb Machteffekte produzieren.« (Ebd.: 60f.) Um Macht ausüben zu können, braucht es Wissen. Dabei spielen Diskurse eine wichtige Rolle, denn sie produzieren das, was von einigen/von vielen als »wahr« bezeichnet wird. Sich die Welt anzueignen und die Empfindungen und Bedeutungen mit anderen zu teilen, ob sprachlich oder nicht-sprachlich, ist mit diskursiven Praktiken verbunden. Dabei ist der Diskurs über Dinge, zu ihnen, mit ihnen, nach Foucault »eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen« (Foucault 1996: 35). »Diskurse sind kein Sprechen über Dinge. Sie sind Praktiken, die Dinge hervorbringen.« (Lorey 1999: 89) Mit Foucaults produktivem Machtbegriff erscheinen Diskurse als Elemente verschiedenartiger Strategien, schaffen es Diskurse (und auch das Schweigen) niemals, sich den Machtverhältnissen zu entziehen. Diskurse dienen nicht lediglich einer bestimmten Macht, sind nicht nur für diese oder jene nützlich. »Es handelt sich um ein komplexes und wechselhaftes Spiel, in dem der Diskurs gleichzeitig Machtinstrument und -effekt sein, aber auch Hindernis, Gegenlager, Widerstandspunkt und Ausgangspunkt für eine entgegengesetzte Strategie.« (Foucault 2017[1977]: 100) Foucault hat anhand seiner Auseinandersetzung zum Sexualitäts-Dispositiv gezeigt, dass durch die hegemonialen Diskurse zu Sexualität gleichsam Gegen-Diskurse konstituiert werden konnten, deren Akteur_innen begannen »von sich selber zu sprechen, auf ihre Rechtmäßigkeit [...] zu pochen« (ebd.: 101). Die Gegen-Diskurse als auch die Diskurse beschreibt er als »taktische Elemente oder Blöcke im Feld der Kraftverhältnisse« (ebd.: 101). Insofern, als dass Diskurse von Macht nicht zu trennen sind, können sie produktiv für Macht sein, sie aber auch irritieren, destabilisieren, dekonstruieren.

Foucault zeichnet das Subjekt als Effekt von Macht-Wissens-Komplexen. »Die Machtbeziehungen sind gleichzeitig intentional und nicht-subjektiv« (ebd.: 95). Hier gibt es kein Außerhalb der Macht, das heißt auch Handlungen der Kritik, des Widerstandes, des Ungehorsams gehören zum gesamten Nexus der Macht. Würde Macht als repressive Macht verstanden, so stünden widerständige Handlungen dem als außerhalb der Macht liegend gegenüber.

»Man muss aufhören, die Wirkungen der Macht immer negativ zu beschreiben, als ob sie nur ›ausschließen‹, ›unterdrücken‹, ›verdrängen‹, ›zensieren‹, ›abstrahieren‹, ›maskieren‹, ›verschleiern‹ würde. In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnis sind Ergebnisse dieser Produktion.« (Foucault 1994[1976]: 250)

In beinahe jeder Situation des Alltagslebens kann es vorkommen, dass Subjekte angesprochen werden, *etwas nicht zu tun* (Verbot) und aber ein anderes erreicht wird (Widerstand). Sobald in Momenten Machtbeziehungen tangiert sind und das Einwirken auf das Handeln anderer erreicht werden soll, müsste sich dies umgekehrt auch auf Situationen beziehen, in denen Subjekte angesprochen werden *etwas zu*

tun (Gebot), also affirmativ bestärkt werden, eine bestimmte Handlung, etwa die Teilnahme an einer Situation veranstalteter Partizipation, zu vollziehen. Damit könnte man die Aufforderung »Beteiligen Sie sich!« als Machtpraktik verstehen sowie auch deren gegensätzliche Handlung, also die Nicht-Nutzung dieser Gelegenheit, als produktives Machthandeln ›der umgekehrten Art‹ (als Widerstand) verstehen. Macht und Widerstand sind verwoben: »Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder vielmehr gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht« (Foucault 2017[1977]: 96). Macht ist mit Foucault ohne die Widerstandspunkte, die gegen sie arbeiten, die sich mit ihr auseinandersetzen und sie zu irritieren versuchen, nicht denkbar. Macht bezieht sich gleichsam auf jene Widerstände. »Diese Widerstandspunkte sind überall im Machtnetz präsent.« (Ebd.: 96) Foucault macht hier darauf aufmerksam, dass auch ohne auf eine ›große‹ widerständige Bewegung zu schauen, in den Mikro-Praktiken einzelne Widerstände zu finden sind: »mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromißbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände, die nur im strategischen Feld der Machtbeziehungen existieren können« (ebd.: 96). Hier wird nicht die Möglichkeit einer Bewegung größeren Ausmaßes oder einer revolutionären Bewegung negiert, sondern im Blick sind die »mobilen und transitorischen Widerstandspunkte[.] [...], die sich verschiebende Spaltungen in eine Gesellschaft einführen, Einheiten zerbrechen und Umgruppierungen hervorrufen, die Individuen selber durchkreuzen, zerschneiden und umgestalten« (ebd.: 96). Widerstand findet sich also quer durch Schichten und in den Subjekten. Veränderung, die sich im Widerstand begründet, erscheint als eine »den Kräfteverhältnissen immanente[.] Strategie« (ebd.: 97) und abhängig von der »strategische[n] Codierung der Widerstandspunkte« (ebd.: 97). Das Subjektverständnis bei Foucault, demnach das Subjekt als Effekt von Macht-Wissens-Komplexen verstanden wird, wird in der vorliegenden Arbeit als zu kurz gegriffen und einseitig verstanden. Bevor der Machtbegriff und das Subjektverständnis erweitert werden, soll Foucaults Ansatz zunächst jedoch weiterer Kritik unterzogen werden.

5.3.2 Kritik mit/an Foucault

Foucaults Arbeiten werden in den Diskussionen der Kritischen Sozialen Arbeit prominent zitiert (Langer 2012; Anhorn 2007), doch »Diskursanalyse ist nicht per se kritisch« (Langer 2012: 44). Zwar wird Diskursanalysen häufig eine kritische Haltung zugeschrieben und ihnen gelingt es, Diskurse zu dekonstruieren und insofern auch zu irritieren. Jedoch scheint sich Foucault normativ nicht zu positionieren und entzieht sich expliziter Kritik. Mit Blick auf die Inhärenz von Kritik in Foucaults Machtbegriff wird zunächst bei Foucault selbst geschaut, um danach kritische Perspektiven einzunehmen, die die Grenzen seines Machtverständnisses deutlich machen.

Foucaults Machtverständnis wandelte sich von einem juridisch-diskursiven Machtverständnis zu einem strategisch-positiven Verständnis, das es ermöglichte, das Subjekt nicht nur als unterworfenen zu begreifen (Lorey 1999: 91ff.). Es ging um den subjektiven Willen, »nicht so, nicht dermaßen, nicht um diesen Preis regiert zu werden« (Foucault 1992: 52). Obwohl nicht expliziert, stecken in seinen Ausführungen Anzeichen für eine Kritik an Machtmissbrauch und Zwangsstrukturen, etwa, wenn er fragt, wie es kommt, »daß die Rationalisierung zur Raserei der Macht führt« (ebd.: 24) oder er feststellt, dass es »zu viel Macht« (ebd.: 24) gebe. Auch wenn er also Hierarchisierungen von Werten vermeidet und die Frage der Legitimität von Machtverhältnissen nicht stellt, implizieren seine analytischen Foki eine zugrundeliegende kritische Haltung: Wenn er z.B. die Akzeptabilität von Machtpraktiken fokussiert, also danach fragt, wie ein Nexus von Macht-Wissen charakterisiert werden kann (ebd.: 33), dann nicht nur, um diese Praktiken neutral darzustellen. Er setzt damit gleichsam als Kontrapunkt einer kritischen Haltung, die auf Legitimität aus ist, etwas weniger Manifestierendes, etwas weniger Ohnmächtig-Machendes entgegen. Sein Zugang zur Macht prüft nicht, widerlegt nicht (Langer 2012: 48), sondern hinterfragt Erkenntniselemente. »Es gilt herauszufinden, auf welchen gelebten Denkhorizonten und Gewohnheiten, die in der Regel nicht reflektiert werden, eine akzeptierte Praxis beruht, aber auch wo Brüche und Kontingenzen sichtbar werden.« (Ebd.: 48) Macht solle nicht in der Form von Herrschaft als etwas Übermächtiges dargestellt und gefestigt werden, sondern es gehe um die Frage:

»Wie kann die Unlöslichkeit des Wissens und der Macht im Spiel der vielfältigen Interaktionen und Strategien zu Singularitäten führen, die sich aufgrund ihrer Akzeptabilitätsbedingungen fixieren, und zugleich zu einem Feld von möglichen Öffnungen und Unentschiedenheiten, von eventuellen Umwendungen und Verschiebungen, welches sie fragil und unbeständig macht, welche aus jenen Effekten Ereignisse machen, nicht mehr und nicht weniger als Ereignisse?« (Foucault 1992: 40)

Dazu braucht es keine fixierte Erkenntnis oder eine Verflüchtigung der Zwangswirkungen durch die »Reflexion auf ihr transzendentes oder quasi-transzendentes Wesen« (ebd.: 40f.), sondern die Analyse bleibt im strategischen Feld konkret und kehrt die Zwangswirkungen um oder entknotet sie »aufgrund der Entscheidung eben nicht regiert zu werden« (ebd.: 41). Kritik in einem so verstandenen Sinne ist die »Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit« (ebd.: 15) und hat die »Funktion der Entunterwerfung« (ebd.: 15).

Fraser (1994b; 1994c) kritisiert Foucaults Genealogie der Macht und die mit seinem Machtbegriff implizierten normativen Leerstellen. Ihre Kritik konzentriert sich auf die Suspendierung der Legitimitätsproblematik, also der normativen Begriffsrahmen von legitimer und illegitimer Machtausübung. Er suche vielmehr

danach, »in welcher Weise Macht tatsächlich arbeitet« (Fraser 1994b: 32). Der Vorteil dieser Darstellung liegt in der Möglichkeit, die Mikropraktiken der Macht in einer den Alltag integrierenden Perspektive einzufangen. Jedoch ist dies nicht unproblematisch, denn es bleibt die Frage, welche Art von Normativität in den scheinbar wertneutralen Begriffen steckt. Fraser vermutet einen alternativen normativen Kontext, auf den Foucault zurückgreift:

»Foucault neigt zu der Annahme, seine Beschreibung moderner Macht sei politisch engagiert und dabei normativ neutral. Zugleich läßt er im Unklaren, ob er alle normativen Gehalte oder nur die liberalen Normen von Legitimität und Illegitimität suspendiert. Zu allem Übel scheint Foucault die liberalen Normen zuweilen überhaupt nicht suspendiert zu haben, sondern sie im Gegenteil vorzusetzen.« (Ebd.: 33)

Foucault nutze die methodologische Strategie der Ausklammerung, blende also vorsätzlich maßgebliche Kategorien und Problematiken wie »wahr«/»falsch« aus und untersuche Macht-Wissens-Regime, ohne sie einzuordnen. So klammere er erstens nicht nur die Problematik der epistemischen Rechtfertigung, sondern zweitens auch der normativen Rechtfertigung ein. So bleibe fraglich, ob Foucault nur die normativen liberalen Theorien (Recht, Grenze, Souveränität, Vertrag, Unterdrückung) suspendiere oder »jeden normativen Theorierahmen überhaupt« (ebd.: 37)? Auch Demirović (2008) problematisiert die Uneindeutigkeit des Begriffs der Macht bezüglich der Frage der Abgrenzung zum Widerstand. Einmal erscheint Macht als der Gegenpart von Widerstand, dann wieder wird Macht als beides, Macht und Widerstand, angesehen. Wenn jedoch alle Macht aufeinander ausüben würden, mache es »weder Sinn, von Mächtigen zu sprechen noch von denen, die Widerstand leisten« (ebd.: 53). Aus einer kritischen Perspektive wird hier nicht nur ein theoretisches, sondern, wie auch schon bei Fraser (1994b), ein politisches Problem virulent, denn mit Foucault ist das Ziel Machtanalyse unklar und eine Unterscheidung zwischen »richtiger«/»falscher« Macht und »richtigem«/»falschem« Widerstand ist nicht vorgesehen, was ein Griff in Foucaults theoretische Werkzeugkiste damit prinzipiell für alle möglich macht (Demirović 2008: 54) und im vorliegenden Falle dazu bewogen hat, eine kritische Einordnung theoretisch vorzubereiten und nachgängig vorzunehmen.

Im Ansinnen, die materialistisch-kritische Theorie zu befruchten, fragt Demirović (2008) nach weiteren Einsichten in das Problem der Macht bei Foucault. Dabei erscheint Foucaults Machtperspektive »von unten«, also die grundsätzlich gegensätzliche Perspektive zur Macht, die »von oben« kommt, als eine Perspektive der Machtunterworfenen, als eine Genealogie dieser historischen Kämpfe mit besonderem Fokus auf Alltagswissen (ebd.: 11). Doch für Foucault selbst sei die Perspektive der Ausgebeuteten, der Besiegten nicht einholbar gewesen, denn es »handelt sich

um Besiegte nicht zuletzt deswegen, weil ihnen das Wort entzogen wurde. Sie haben keine eigene Sprache, keine eigenen Begriffe, sie sprechen in einer anderen, ihnen aufgezwungenen Sprache. Die ihnen aufgezwungenen Ideen sind ›Narben der Unterdrückung« (ebd.: 11). Foucault lehnt eine Praxis der Kritik, die sich an den gängigen Begriffen orientierte, ab, denn die Begriffe seien kontaminiert. So stünde der Begriff Gerechtigkeit nicht für eine Hoffnung, sondern sei ein Kampfmittel und all jene, die für Gerechtigkeit kämpften, wollten im Grunde Macht und nicht Gerechtigkeit. Foucault setzt also tiefer an und problematisiert auch die Maßstäbe einer linken Kritik (ebd.: 12), die vom praktischen Geschehen des Alltags entfernt sei und das Kritisierte im Diskurs wieder erneut produziere (ebd.: 21). Mit Blick auf den Diskurs als Praxis und dem noch auszuführenden Fokus auf Eigensinn und Widerstand, die auch als diskursive Praxis zu fassen sind, kann mit und trotz Foucault gelingen, die Praktiken der Ausgebeuteten oder Besiegten (um in den Worten Demirovićs zu bleiben) in den Blick zu nehmen und Deutungsangebote zu unterbreiten, die einen Bruch zu herrschenden Wissensbeständen herbeiführen.

So kann sich Kritik auch auf den Aspekt des Widerstandes bei Foucault beziehen, demnach dieser »niemals außerhalb der Macht« (Foucault 2017[1977]: 96) liege. Diese »radikalisierte Ideologiekritik« (Demirović 2008: 22) mache, so spitzt es Demirović zu, den Eindruck, dass auch der Widerstand nun »Stützpunkt der Macht« (ebd.: 22) sei. Was Foucault aber vernachlässige, seien die zwanghaften Verhältnisse struktureller Gewalt, »die körperlichen Strafen, die Drohungen, der Nahrungsentzug, die zugefügten Schmerzen, das körperliche Elend, die Krankheit« (ebd.: 40f.). Demirović kritisiert Foucault, dass er sich einseitig auf das Subjekt in seiner Konstitution durch Macht verloren hat und systematisch verweigert, auch andere Zusammenhänge der Subjektkonstitution zu betrachten. So gelingt es Foucault zwar, das Subjekt als heterosexualisiertes, rassifiziertes, nationalisiertes Subjekt in den Blick zu nehmen, nicht aber als Subjekt, das durch die Beziehungen der Arbeit oder des ökonomischen Systems gezeichnet ist. Es fehlt somit der Kontext zu anderen Machtpraktiken und der Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Ganzen. Wo Foucault selbst die Macht von den Rändern her analysieren möchte, liegt die Gefahr, dass sich der Fokus auf das normalisierte Subjekt verselbständigt und das Subjekt somit exotisiert werde, da es keine Bezüge zu Arbeit und Macht gebe. Dass »die Anstrengungen zur Befreiung vom normalisierten Subjekt immer auch einen Rückhalt in den Verhältnissen der gesellschaftlichen Arbeit und Kooperation finden müssen« (ebd.: 60), werde in dieser analytischen Perspektive vernachlässigt. Das hier angesprochene Bild eines Subjekts, das als Effekt von Machtpraktiken nur unzureichend abgebildet wird, ist für die hier vorliegende Arbeit kritischer Anlass genug, nach einer dialektischen Perspektive auf Macht und den Subjektbegriff zu suchen, die das Gesamte der Situation zwischen Struktur und widerständigem Subjekt würdigt, auch wenn die gesellschaftlichen Zusammenhänge nur ausschnittshaft herausgearbeitet werden können.

Und dennoch kann es mit Foucault gelingen, Angebote und Ideen für eine Analyse der modernen Rationalität zu liefern. Es ist die große Stärke des produktiven Machtbegriffes, dass, obwohl die Omnipräsenz von Macht nicht als ein Skandal dargestellt wird (ebd.: 56), Machtbeziehungen und Machtpraktiken als in den alltäglichsten Zusammenhängen wirksam aufgefasst werden müssen. Mit Foucault wird zwar nicht über die Legitimität von Praxis befunden, dafür wird Macht in ihren Relationen und Akzeptabilitätsbedingungen greifbar. Die Chance in der zeitweiligen Ausklammerung des Normativen besteht in der Nutzung als methodologische Strategie. Es wird möglich, »Phänomene auf unverbrauchte Art neu zu sehen« (Fraser 1994b: 37). Mit Foucault können Denkhorizonte aufgebrochen, Macht kann mikroanalytisch eingefangen und damit können auch neue Sichtweisen auf eine Problematik erreicht werden; jedoch gelingt keine Bewertung von einem Standort kritischer Sozialer Arbeit aus, die über soziale Ausschließung und die »Arbeit an der Partizipation« (Bareis 2012) der Alltagsakteur_innen informiert ist. Die kritisch ambitionierte Wissenschaft Sozialer Arbeit steht demnach vor der Herausforderung, einen Weg zu entwickeln, etwa »politisch brisante« Diskurse [...] unter Zuhilfenahme moralischer Standards [zu] kritisier[en]« (Langer 2012: 47), entweder, indem die moralischen Standards den analysierten Diskursen entnommen werden oder »als Normen aus anderen (moralischen, politischen) Diskursen »extern« an einen empirischen Diskurs herangetragen [werden], um diesen entsprechend zu beurteilen« (ebd.: 47). Dabei birgt die Politik dieser Art von Forschung stets die Aufgabe in sich, eine Antwort auf die »Frage nach der Herkunft ihrer Standards« (ebd.: 47) zu finden.

5.3.3 Dialektisches Verständnis von Widerstand und Eigensinn

Es ist ein komplexes Anliegen, Situationen veranstalteter Partizipation mit dem Fokus auf soziale Ausschließung mittels einer diskursanalytisch informierten Ethnografie, die für Macht sensibilisiert ist, analytisch aufzuschließen und aus der Perspektive kritischer Sozialer Arbeit zu reflektieren. Praktiken des Widerstands der Alltagsakteur_innen lassen sich als Schlüsselmomente markieren, die auf die eigene »Arbeit an der Partizipation« (Bareis 2012) hinweisen. Diese werden im Rahmen der Arbeit in den Blick genommen. Im Forschungsprozess wurde deutlich, dass mit dem Foucault'schen Machtbegriff Widerstand zwar eingefangen, jedoch im Rahmen der Analyse nur unzureichend gerahmt werden kann. So wird die Frage virulent, wie Subjekte ihre Handlungsfähigkeit nutzen und wie gesellschaftliche Kämpfe als Zeichen der Auseinandersetzung zwischen Subjekt und Struktur sichtbar gemacht werden können.

Widerstand wird in dieser Arbeit breit ausgelegt. Nicht allein das als moralisch intendierte Handeln gegen herrschaftliche Machtverhältnisse wird unter Widerstand gefasst, sondern als Widerstand kann »jede Form der Auf- und Ablehnung innerhalb einer asymmetrischen Herrschaftsbeziehung, die als Begrenzung und

Abwehr zunehmend ausgreifender Machtansprüche wirkt, gleichgültig aus welchen Einflüssen, Motiven oder Gründen sie sich speist« (Hechler/Philipps 2008: 8), erscheinen. Widerstand ist im Anschluss an Foucaults produktives Machtverständnis also auch greifbar als diese »kleinen Taktiken und Ausweichmanöver der Schwachen« (ebd.: 9). Wo ansonsten nicht unmittelbar der politisch-widerständige Charakter von Praktiken zugebilligt werden würde, kommt es hier zu einer »Aufwertung alltäglicher Vollzüge zu Elementen widerständiger Praktiken« (ebd.: 9). Dabei dient der Begriff des Eigensinns als weitere heuristische Sensibilisierung, um kleine widerständige Praktiken des Subjekts eben nicht nur als Effekte von Machtbeziehungen zu betrachten, sondern sie in ihrem oppositionellen Charakter zu würdigen.

Aus Sicht Sozialen Arbeit *from below* treten eigensinnige Praktiken von Alltagsakteur_innen als Ausdruck der Bearbeitung von sozialer Ausschließung, »verstanden als verweigertem Zugang zu gesellschaftlich erzeugten Ressourcen und einer zumindest erschwerten Teilnahme an Gesellschaft« (Bareis et al. 2013: 11) in den Blick. Eigensinnige Praktiken verweisen auf die Kämpfe um Deutungen und Definitionen, die in der Komplexität einer Situation sozial, materiell (diskursiv) hervorgebracht werden. Eigensinnige Praktiken von Alltagsakteur_innen in Situationen veranstalteter Partizipation sind ein Gegenimpuls zum Deutungs- und Subjektivierungsangebot, das in der Situation z.B. von den professionellen Akteur_innen vor Ort eingebracht wird. Wer eigensinnig oder widerständig handelt, geht in Beziehung zur Bedeutung des Nichtidentischen, will sich nicht identisch machen mit dem normativ Erwarteten (Rathgeb 2013). Eigensinnige Praktiken verweisen auf die Handlungsfähigkeit der Alltagsakteur_innen, die diese Differenzierungen vornehmen, und gleichsam machen sie auf die herrschaftlichen Momente der Unterdrückung spezifischer Formen von Artikulation und Repräsentation aufmerksam. Eigensinnige Praktiken sind »insbesondere solche, die in gewisser Weise dissident sind und etwas zur als normal verstandenen Ordnung Vershobenes entstehen lassen können, ohne dabei frei von strukturellen Komponenten oder eben auch Zwängen zu sein« (Tietje 2015: 135). So gründet beispielsweise eigensinniges Engagement älterer Migrant_innen auf sozialen Ausschließungsprozessen, die gesellschaftlich-historisch entstanden sind (Alisch/May 2010). Um dieses in den Blick zu nehmen und rekonstruieren zu können, bedarf es jedoch einer entsprechend sensibilisierten Forschung. So wird hier davon ausgegangen, dass die den Situationen veranstalteter Partizipation nicht äußerlichen gesellschaftlichen Konfliktlagen und Machtverhältnisse die Praxissubjekte zu eigensinnigen und widerständigen Praktiken anreizen. So lassen sich Situationen, in denen eigensinnige Praktiken beobachtet werden können, als jene fassen, in denen die Subjekte machtförmig begrenzt werden. Aus diesem Blickwinkel werden vermeintlich merkwürdige, störende, aggressive oder unvernünftige Teilnehmer_innen als jene lesbar, die keinen Nutzen, keine Ressource in der Situation veranstalteter Partizipation sehen. Eigensinn als sensibilisieren-

des Konzept macht greifbar, dass es Freiheit auch innerhalb von Herrschaftsbedingungen gibt. Dies bedeutet auch in Interaktionsverhältnissen, dass immer dort, wo Subjekte begrenzt werden, Eigensinn erhalten bleibt. Eigensinn kann damit gefasst werden als »der auf einen Punkt zusammengezogene Protest gegen Enteignung [...] der eigenen Sinne, die zur Außenwelt führen« (Negt/Kluge 1981: 767). Das heißt Eigensinn und Widerstand sind nicht ohne die Relation zu den situierten Praktiken, in deren Kontext sie entstehen und vollzogen werden, zu betrachten. Sie verweisen auf die mit den Grenzziehungen bzw. der sozialen Ausschließung verknüpften gesellschaftlichen Konfliktverhältnisse. Der machtförmige Raum der Situation veranstalteter Partizipation wird analytisch also mittels einer doppelten Perspektive auf einerseits Begrenzung und andererseits eigensinnige Handlungsfähigkeit eingefangen. Damit einher geht eine verdoppelte Sicht auf das Subjekt: Einmal der theoretisierte Blick auf die Menschen, die spezifisch angerufen/subjektiviert werden. Und einmal der theoretisierte Blick aus der Perspektive auf die Menschen selbst, welche Handlungsfähigkeit sie hervorbringen, was sie einfordern und wie sie auf die machtförmige Begrenzung ihrer Handlungsfähigkeit widerständig/eigensinnig antworten. In der Arbeit wird demnach das Subjekt einerseits als Effekt einer bestimmten machtförmigen Anrufungspraxis gezeichnet (Anrufungssubjekt) und andererseits als Subjekt im Sinne eines Wirkungen (jenseits bewusster Intentionen) und Wirklichkeit erzeugenden Agens menschlicher Praxis (Praxissubjekt). So kann das in Praktiken hervorgebrachte Wechselverhältnis zwischen Normalisierung und Eigensinn/Widerstand des Subjekts eingefangen werden und es gelingt schließlich, die Perspektivität *from below* anzulegen, die gesellschaftliche Kämpfe um Ressourcen und Repräsentationen betont.

5.3.4 Hegemonietheoretische Erweiterung

In den vorherigen Ausführungen wurde die machttheoretische Begrifflichkeit der vorliegenden Untersuchung dargelegt: Macht mittels des produktiven Machtbegriffs von Foucault verweist auf das *Wie* der Machtausübung, bleibt jedoch blind gegenüber gesellschaftlich-historischen Kämpfen, wenn die eigensinnigen und widerständigen Praktiken der Alltagsakteur_innen nicht in ihrem handlungsmächtigen Potenzial gewürdigt werden. Entsprechend wird die Perspektive auf das *Wie* von Macht und Widerstand mit der Perspektive auf das *Was*, also auf die Kämpfe um den Zugang zu gesellschaftlich erzeugten Ressourcen analytisch verbunden. Schließlich wird die so gezeichnete analytische Perspektivierung hegemonietheoretisch gerahmt. Dies hilft, zu verdeutlichen, wie in den situierten Praktiken hegemoniale Macht hergestellt, gesichert und reproduziert wird und erweitert damit die Möglichkeiten kritischer Befremdung und Positionierung.

Für die diskursanalytische Ethnografie haben Macgilchrist und van Hout (2011) einen Vorschlag unterbreitet, wie die Konstitution von Hegemonie unter Bezug-

nahme auf Gramsci analysiert werden kann. Gramscis (1971) Hegemoniebegriff geht von Klassenherrschaft aus, die auf Gewalt und Konsens aufbaut. Konsens stützt sich entlang dieses Verständnisses auf »Praktiken bürgerlicher Eigentümergruppen, die ihre Lebensweise molekular auch auf Subalterne verallgemeinern, indem sie deren Widerstand gegen die Ausbeutung aufgreifen und Zugeständnisse machen« (Demirović 2008: 34). In Situationen veranstalteter Partizipation ist die Nutzung von Begriffen, spezifischen Kommunikationsformen und das Referenzieren von Diskursen (etwa zu Stadtentwicklung, Nachhaltigkeit, Inklusion etc.) produktiv für die Erzielung eines herrschaftlich geformten Konsenses zwischen herrschenden und subalternen Gruppen. Diesem liegen Begriffe, spezifische Formen der Kommunikation und rationale Argumentationsmuster zugrunde. Nicht selten geht es sogar sprachlich explizit um die Erzielung von Konsens. Bei genauerer Betrachtung jedoch fällt die vermeintlich repräsentierte Gemeinsamkeit in eine Vielzahl an Elementen auseinander (Demirović 2008: 34). Eine hegemonietheoretische Perspektivierung ist mit Foucaults normativ nicht positioniertem Machtbegriff durchaus vereinbar, da dieser »unterhalb von Gewalt und Konsens angesiedelt« (ebd.: 34) ist. Macgilchrist und van Hout (2011) verweisen auf die Prozesshaftigkeit von Hegemonie. So erscheint Hegemonie nicht als eine a priori gegebene Tatsache, sondern als ein dauerhafter Prozess, der immer wieder reartikuliert werden muss und so auch unvermeidlich offen für Irritationen und Kämpfe bleibt. Die Etablierung von Konsens ist somit niemals abgeschlossen. Insbesondere empirisches Material aus ethnografischen Beobachtungen »can indicate the ways in which hegemonic formations are iteratively produced or challenged in what can seem to be the most banal everyday (discursive) practices« (ebd.: Abs. 17). Die vorliegende Arbeit betont zudem das Wissen der Alltagsakteur_innen, das in die konflikthaft strukturierte Situationen eingebracht wird. Dieses steht nicht außerhalb gesellschaftlich ausgehandelter Deutungshoheit und ist von hegemonialen Formationen und Kräfteverhältnissen nicht zu trennen. Die Alltagsakteur_innen, ebenso wie die Akteur_innen Sozialer Arbeit, können den hegemonialen Konsens bedienen, sie können diesen jedoch auch bearbeiten und verschieben. Eine entsprechende Sensibilisierung der analytischen Perspektive erweitert den Machtbegriff demnach um die mit den Widerständen und Kämpfen von Alltagsakteur_innen, aber auch mit deren Einwilligung in den hegemonialen Konsens verbundenen gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse.

Um (gegen)hegemoniale Praktiken in den Situationen veranstalteter Partizipation auch in räumlicher Hinsicht analytisch zugänglich zu machen, soll schließlich die raumtheoretische Perspektive Lefebvres (1991) hinzugezogen werden. So unterscheidet dieser zwischen der »Repräsentation des Raums« und des »Raumes der Repräsentation«. Während mit der ersten Kategorie die bauliche Gestaltung und Funktionsbestimmung eines Raumes gemeint ist, »zielt [die Kategorie »Raum der Repräsentation«, S. P.] hingegen auf die Versuche unterschiedlicher Nutzungsgrup-

pen, diesen Raum in einer Weise anzueignen, dass sie darin ihre eigenen Lebenserfahrungen und -Interessen repräsentiert sehen« (May 2017: 80). Mittels der hegemonietheoretischen Unterscheidung zwischen herrschenden und subalternen Gruppen kann so gefragt werden, inwiefern Subalterne in den Situationen veranstalteter Partizipation »Räume der Repräsentation« aufbauen können, sprich eine eigene Stimme entwickeln können und gehört werden. Ein so geweiteter Repräsentationsbegriff fragt nach den Formen der Repräsentation und nach der Möglichkeit subalternen Gruppen, sich Gehör zu verschaffen. So verstandener »Subalternen Aufstand« (Spivak 2020b: 145), bzw. auch die leiseren, eigensinnigen Formen des Widerstands, sind ein »Bemühen, sich selbst in die Repräsentation einzubringen, und zwar *nicht* entlang der Linien, die von den offiziellen institutionellen Repräsentationsstrukturen vorgegeben werden« (ebd.: 145, Herv. i.O.).

5.4 Zur Wissensproduktion ethnografischer Forschung

Alle vorangegangenen Ausführungen zur praxistheoretischen Perspektive, erweitert um diskurs- und machtanalytische Sensibilisierungen und kritisch eingeholt über eine hegemonietheoretische Reflexion, bleiben notgedrungen abstrakt, wenn nicht klar wird, an welche Art von empirischem Material diese methodologische Perspektivität angelegt wird. Herausforderung einer jeden qualitativen Forschung ist es, den Forschungsgegenstand angemessen zu konstruieren. Gegenstandsangemessenheit bedeutet die »Herstellung des Forschungsgegenstandes, die das empirische Feld ernst nimmt, sich aber zugleich von ihm distanziert und es durch theoretisches Denken unter Spannung setzt« (Strübing et al. 2018: 85). Angewendet auf diese Forschung bedeutet es, die Frage der Hervorbringung von Praxis sozialer Ausschließung in Situationen veranstalteter Partizipation zu stellen und gleichsam theoretisch distanziert durch sensibilisierende Konzepte analytisch einzufangen. Das empirische Feld ernst zu nehmen, heißt hier, die Implizitheit, Vorreflexivität und Materialität der Praxis sozialer Ausschließung anzuerkennen. Die damit verbundenen Praktiken zeichnen sich insbesondere *nicht* durch verbal explizierte Ausschlüsse aus – sondern sind den Situationen in diffizilerer Art und Weise inhärent. Dies aufzudecken gelingt nur durch direkte Aufenthalte im Feld: durch das Vor-Ort-Sein, das »nosing around« (Lindner 1990), das Fragenstellen und Mitwandern, das Aushalten, Nachspüren und Entdecken. Dies impliziert, »alle möglichen Gegenstände ›kurios‹, also zum Objekt einer ebenso empirischen wie theoretischen Neugier zu machen« (Amann/Hirschauer 1997: 9). Im Zentrum steht die Frage: »What the hell is going on here?« (Geertz 1987) – und damit die Entscheidung, keine etwaigen Vorannahmen über Prozesse sozialer Ausschließung zu »prüfen«, sondern mit größtmöglicher Offenheit auf das Forschungsfeld zu treffen. Dies gelingt am ehesten mittels der Haltung der »Befremdung der eigenen Kultur« (Amann/Hirschauer 1997) der im Feld er-

fahrenen Forscherin durch einen offen gestellten Blick auf die Herstellung von Praxis. Als dem Forschungsgegenstand angemessenste Herangehensweise stellte sich demnach die ethnografische heraus.

5.4.1 Zum Verstehen sozialer Praxis mittels Ethnografie

Ethnografien beschäftigen sich mit dem Beschreiben und Verstehen sozialer Praxis *in situ* und *in actu*. Die Forschung zeigt »Skepsis gegenüber der Qualität von Daten, die von anderen übermittelt werden« (Honer 1993: 243). So erscheint fraglich, ob die Darstellung von Phänomenen sozialer Ausschließung, z.B. im Rahmen eines Interviews, »als Daten der Phänomene selber gelten dürfen« (ebd.: 243). Das heißt, das

»Dilemma, daß das subjektive Wissen des anderen nicht ›wirklich‹ direkt zugänglich ist, daß es aber gleichwohl die wichtigste Datenbasis sozialwissenschaftlicher Untersuchungen darstellt, läßt sich zwar nicht lösen, aber es läßt sich [...] ›kompensieren‹ dadurch, dass der Feldforscher versucht, mit der zu erforschenden Welt hochgradig vertraut zu werden, in dem er an dem in Frage stehenden sozialen Geschehen praktisch teilnimmt, in dem er so etwas wie eine temporäre Mitgliedschaft erwirbt« (ebd.: 243f.).

Diese »Entdeckungsreise« (Thomas 2019: 1) realisiert sich über die für die Ethnografie maßgebliche Technik der Datenerhebung – die teilnehmende Beobachtung. Das bedeutet, dass »man sich selbst [...] den unvorhersehbaren Einflüssen aussetzt, die sich ergeben, wenn man sich unter eine Reihe von Leuten begibt [...] Daß man also in ihrer Nähe ist, während sie auf das reagieren, was das Leben ihnen zumutet« (Goffman 1996: 263). Darüber hinaus bedient sich die Ethnografie weiterer Daten, wie Aufzeichnungen auf Basis »ero-epischer Gespräche« (Girtler 1996) im Feld, Artefakten (z.B. Flyer, Modelle, Give-Aways), schriftlichen Dokumenten (z.B. Poster, Karten, Dokumentationen von Veranstaltungen), audiovisuellen Aufzeichnungen (z.B. Gesprächsmitschnitte) und Verschriftlichungen der Forscher_innen (z.B. Protokolle, Feldnotizen, Forschungstagebuch und Memos) (Breidenstein et al. 2013: 113). Die Ethnografie ermöglicht damit eine vielschichtige Perspektivität auf Situationen veranstalteter Partizipation, die auch die Dimensionen der Materialität und Räumlichkeit in ihrer Bedeutung für die Praxis mit abbildet (Hirschauer 2004). Auch der eigene Körper dient als Erhebungsinstrument (Kubes 2018). So werden die Sinne der Forscherin bei der Wissensgenerierung mit einbezogen, wie Körperempfinden, Raumempfinden, Schmerzen, Bewegungsempfinden einerseits und die Selbstreflexionen, Teil des untersuchten Feldes zu sein, andererseits (ebd.: 45ff.). In der Gesamtheit sind Ethnografien somit geeignet, Forschungsthemen ›anders‹ zu beleuchten als dies mit weit verbreiteten Forschungsansätzen möglich

ist, eben, weil sie Insider-Perspektiven Aufmerksamkeit schenken und Wissen über die Praxis mittels der unmittelbaren Erfahrung im Feld aufschließen helfen.

Es stellt sich heraus, dass Ethnografien Zeit brauchen – sie können weder hastig erzwungen noch technizistisch geplant werden. Dies trifft sowohl auf die Datenerhebung als auch auf den Prozess der Analyse zu. Vom »Operationalismus als methodische[m] Dogma« (Geertz 1987: 9) im Sinne von »Methodenzwängen« (Amann/Hirschauer 1997: 17) oder von »methodische[r] Strenge« (Budde 2015: 8), die aus anderen Forschungsmethoden bekannt sind, befreit sich die Ethnografie ganz bewusst. Ethnografische Arbeiten widersetzen sich der Rationalisierung ihrer eigenen Methoden (Goffman 1996: 262). Die Ethnografie kann somit auch als ein Gegenentwurf zu einem objektivistischen Wissenschaftsverständnis gerahmt werden. Im Feld zu forschen und Praxis zu beschreiben und zu verstehen, erfordert ein »hohes Maß an methodischer Flexibilität und praktischen Opportunismus« (Thomas 2019: 2). Der Forschungsstil der Ethnografie als »hemdsärmelige« Praxis« (Honer 1993: 241) drängt angesichts der Herausforderung, die empirische Komplexität zu reduzieren, jedoch auf theoretische Präzisierungen. Als Paradigma qualitativer Forschung müssen Ethnografien den Ansprüchen nach theoretischer Durchdringung genügen, welche die empirischen Beobachtungen zu irritieren verhilft (Strübing et al. 2018: 85). Ethnografien sind also mehr als nur eine andere Bezeichnung für teilnehmende Beobachtung, sie sind »at once a research *methodology*, a set of fieldwork techniques [...] and a research *product*, a reflexive account of social life that prioritizes participants' perspectives« (Macgilchrist/van Hout 2011: Abs. 3). In die Architektur der Ethnografie (Methodologie, Technik und Produkt) eingeschrieben ist die Herausforderung, epistemologisch konsistent zu bleiben und darzulegen, wie das ethnografische Wissen beschaffen ist. Das Anliegen, die Vollzugswirklichkeiten der Praxis herauszuarbeiten, kann nur gelingen, wenn das erkennende Forscher_innensubjekt sich einerseits die »Attitüde der künstlichen Dummheit« (Hitzler 1986) aneignet, um der Geltung der Bedeutungen, Begriffe und der Materialität in ihrer situierten Einklammerung so offen wie möglich nachzuspüren. Andererseits bleibt das empirische Material in Form von Notizen, Beobachtungsprotokollen, Memos, Material aus dem Feld usw. zahlreich, diffus und unstrukturiert, wenn es nicht eine wie auch immer geartete Perspektivierung des analytischen Blicks auf das Material gibt. Dies ist in der vorliegenden Arbeit anhand der methodologischen Einbindung in die Praxis- und Diskurstheorie sowie die macht- und hegemonietheoretische Erweiterung gelungen als auch durch den Einbezug sensibilisierender Konzepte wie z.B. der Perspektivität der (Nicht-)Nutzungsforschung.

Ethnografisches Wissen ist, anders als bei empirischem Material aus Interviewstudien oder Gruppendiskussionen, das Produkt von Schreibprozessen der ethnografisch Forschenden. »Dichte Beschreibungen« (Geertz 1987) anzufertigen, erfordert eine »besondere geistige Anstrengung, die hinter allem steht« (ebd.: 10).

Dabei sind die in der vorliegenden Forschung geleisteten dichten Beschreibungen von Situationen veranstalteter Partizipation als analytisches Produkt zu verstehen, dem zahlreiche Prozessschritte vorausgingen. Geertz unterscheidet hier zwischen der Materialsammlung in Form von Beobachtungen, Gesprächen, Tagebuchschreiben und der Analyse im Sinne des »Herausarbeiten[s] von Bedeutungsstrukturen« (ebd.: 15). Beide Prozesse sind nicht voneinander zu trennen. So soll hier unterschieden werden zwischen Beobachtungsprotokollen, die noch keine dichten Beschreibungen sind, sondern zuvorderst deskriptive und die Situation einholende Funktionen erfüllen – und der dichten Beschreibung. Letztere kann als (prinzipiell nicht abgeschlossenes) Produkt der Analyse gesehen werden.

Der Prozess des Schreibens einer Ethnografie stellt jedoch nicht nur die Herausforderung, die Vollzugswirklichkeiten der beobachteten Praxis in dichten Beschreibungen einzuholen und zu deuten, sondern mit der Spezifität dieses Produkts sind gleichsam Fragen der »Autorisierung des Autors« (Hirschauer 2001: 429) angesprochen: Was legitimiert die Autorin, die Dinge so zu beschreiben und zu reflektieren? Wie kann nachvollziehbar gemacht werden, wie diese Sprecher_innenposition hergestellt wird? Dieses »*Bezugsproblem* des ethnografischen Schreibens« (ebd.: 429, Herv. i. O.) wurde im Diskurs ethnografischer Forschungsmethodologien insbesondere mit der »Krise der ethnografischen Repräsentation« (Berg/Fuchs 1993) aufgeworfen. Mit ihr ging ein Reflexivitätsschub in der Forschung einher, eine »Sensibilisierung für Probleme der Konstruktion, Repräsentation und Aneignung von beforschten Stimmen« (Ploder 2009: Abs. 48). Denn es darf nicht außer Acht gelassen werden, dass ethnografische Berichte Gefahr laufen, die Sprecher_innenposition der Forschenden mit Verweis auf »naturalistische Rhetoriken der Authentifizierung (»dort gewesen sein«) [...] [oder, S.P.] die Demonstration intimer Kennerschaft« (Hirschauer 2001: 430) zu erhöhen und damit dem »Verdrängen indigener Stimmen durch den Monolog eines Autors« (Hirschauer 2001: 430) Vorschub zu leisten. Mit der postkolonialen Kritik an den Methoden der qualitativen Forschung (u.a. Said 2003; Spivak 1994; überblicksartig Ploder 2009) ist die Forschung überdies herausgefordert, die Wissensproduktion hinsichtlich der Frage zu beantworten, ob die Subalternen sprechen können – und Gehör finden (Spivak 2020a). So kann es zur Invisibilisierung subalternen Positionen kommen, insbesondere dann, wenn die Sprecher_innenposition der Forschenden nicht hinsichtlich möglicher eigener Ausschlussprozesse in punkto Forschungsdesign und -prozess reflektiert wird. Eine kritische Sensibilisierung der Analyse sozialer Praxis, wie sie in der vorliegenden Arbeit vorgeschlagen wird, sollte demnach auch auf die Praktiken der Wissensproduktion der Forschenden zeigen. Die Forschungsperspektive *from below* und der Fokus auf die (Nicht-)Nutzung institutioneller Angebote durch Alltagsakteur_innen sowie deren widerständige Praxis in Situationen veranstalteter Partizipation fordert zur Reflexion forschungsimmanenter Blindstellen auf und zwingt dazu, die Analyse immer wieder dahingehend zu befragen.

5.4.2 Die Bandbreite ethnografischer Forschung

Ethnografische Forschung findet vielfältig Anwendung. Im Folgenden soll die Bandbreite der Ethnografie exemplarisch aufgefächert werden – mittels Schlaglichtern auf Ethnografien aus der Soziologie, der Politikwissenschaft, den Erziehungswissenschaften und der Sozialen Arbeit, die gleichsam die vorliegende Studie beeinflussen haben.

Wegweisend für die westliche *Soziologie* waren die ethnografischen Forschungen rund um die Chicago School, die an den Innensichten in subkulturellen Welten interessiert waren. Zu nennen sind hier exemplarisch Whytes »Street Corner Society« (1996), eine Feldforschung zum Leben italienischer Immigrant_innen im Bostoner Stadtteil North End sowie Becker (2014) als ein später Vertreter, der in »Außenseiter« lebensweltliche Erklärungen für das Stehen außerhalb der Gesellschaft sucht. Im Kontext der Chicago School entwickelte Goffman (2011[1969]; 1996) mit der Reflexion seiner Feldbeobachtungen die Ethnografie der institutionellen und situativen Rahmungen und deren Zusammenspiel mit den menschlichen Akteur_innen sowie den impliziten Normen- und Rollenvorgaben weiter. Im deutschsprachigen Raum konnten Tertilt (1996) mit »Turkish Power Boys« oder Langer (2003) mit »Klandestine Welten«, einer Studie zum Frankfurter Drogenstrich, zeigen, wie sich der Alltag ausgeschlossener, marginalisierter und stigmatisierter Gruppen vollzieht. Diese Ethnografien zeichnen sich durch eine nicht-normierende Betrachtungsweise aus, durch die der Sinn in den Alltäglichkeiten der Lebensführung herausgearbeitet werden kann.

In der *Politikwissenschaft* haben es ethnografische Forschungen noch immer schwer, sich zu etablieren (Bayard de Volo/Schatz 2004; Schatz 2009). Als Grund dafür kann die vorherrschende Orientierung an naturwissenschaftlicher Methodologie genannt werden (Birkholz/Bochmann/Schank 2018: 9). Als ein Beispiel zur ethnografischen Erforschung des Alltäglichen im Politikbetrieb kann Schöne (2010) mit seiner Arbeit zum »Alltag im Parlament« aufgeführt werden. Ethnografische Forschung ermöglicht hier »durch direktes Miterleben die organisationstypischen Konventionen, Regeln und alltagspraktischen Verhaltensweisen kennen- und verstehen zu lernen, welche die kulturelle Grundlage für das Funktionieren politischer Institutionen bilden« (Schöne 2005: 194; 2010). Scheffer (2014) arbeitet mit seinem Ansatz der trans-sequentiellen Analyse heraus, wie ein politischer Topos in einer zeitlichen Sequenz verhandelt und bearbeitet wird und lenkt damit einen ethnografischen Blick auf die Prozesshaftigkeit und Materialität des Politikbetriebs.

Während Thole et al. (2010) die ethnografische Forschung in den *Erziehungswissenschaften* im Jahre 2010 noch im Status einer zunehmenden Anerkennung verorten und attestieren, dass »[d]ie Feldforschungserfahrung der ›Pädagogik‹ [...] bislang eher gering [scheint]« (ebd.: 12), hat sich in den letzten zehn bis 15 Jahren einiges getan. Breidenstein (2017) resümiert, dass die Ethnografie in den Erziehungswis-

senschaften in diesem Zeitraum nun als »zentrale Strategie empirischer Forschung etabliert [sei]« (ebd.: 10). Beispielhafte Ethnografien sind etwa Kalthoffs (1997) Studie zur Wohlerzogenheit in deutschen Internatsschulen oder auch die Arbeit von Budde (2010), der die Ambivalenz schulischer Mitbestimmung zwischen Selbstregulierung und Hierarchisierung herausarbeitet. Dabei beobachtet Budde (2015) eine Verschiebung hin zu für Macht und Hierarchien sensibilisierte Forschung, die auf den figurativen Charakter von Praktiken für soziale Ordnungen verweist. Die Spielarten machttheoretischer Sensibilisierungen ethnografischer Forschung sind dabei groß: Während Budde die Perspektive der Gouvernementalität (Foucault 2000) an die beobachteten Praktiken inszenierter Mitbestimmung in der Schule anlegt, leistet Fritzsche (2014) einen Beitrag zur ethnografischen Differenzforschung, indem sie Praktiken des *doing difference* im Feld Schule mittels des Anerkennungskonzepts von Butler (2003) einfängt. So kann sie zeigen, dass die positiven Normen der Anerkennung und Wertschätzung in den Bildungsinstitutionen »auf der Ebene impliziter Normen untergraben [werden]« (Fritzsche 2014: 332), obwohl der Anspruch formuliert werde, etwas gegen die Mechanismen gesellschaftlicher Ungleichheit zu tun. Zwischen dem Anspruch der Inklusion und der Praxis entfalte sich die Macht impliziter Normen, die sich stetig (re-)aktualisieren und in den Praktiken des Alltags im Kontext Schule aufgeführt würden (ebd.: 334). Neuere Auseinandersetzungen in der erziehungswissenschaftlichen Ethnografieforschung diskutieren, wie verschiedene methodische (und methodologische) Verfahren verbunden werden können, etwa die Ethnografie und die Diskursanalyse (Macgilchrist/van Hout 2011) (siehe dazu auch die Ausführungen in 5.3.4 Macht- und diskursanalytisch informierte Ethnografie).

Die Ethnografie hat für die *Soziale Arbeit* eine herausragende Bedeutung. Auch, wenn man es auf den ersten Blick vielleicht nicht erkennen mag, sind z.B. die historischen Entwicklungslinien der Profession Sozialer Arbeit mit aufsuchenden Formen der Hilfe verbunden, die auch als ethnografische Praktiken gerahmt werden können. Nach Bock und Maischatz (2010) »erscheinen nahezu alle sozialpädagogisch beziehungsweise sozialarbeiterisch initiierten Hilfen [...] auf dem Weg vom ›Helfen als Beruf‹ mehr oder weniger ethnographisch inspiriert« (ebd.: 49). Zu nennen ist hier etwa die Settlement-Bewegung, die einen der Grundsteine für die GWA gelegt hat. Völter (2008) sieht in der ethnografischen Kompetenz und Bildung eine Basis Sozialer Arbeit. Gillingham und Smith (2020) bezeichnen Ethnografie und Soziale Arbeit als »epistemological siblings«, weil sie Gemeinsamkeiten auf mehreren Ebenen teilen, so z.B. hinsichtlich der iterativen Konstruktion von Theorie bzw. dem Verstehen sozialer Praxis, der respektvollen Haltung gegenüber lokalem Wissen oder dem kritischen Zugang zur Wissensproduktion (ebd.: 2241ff.). So könne es gelingen, »[to] make visible the complex processes that cross the artificial divide between micro- and macrosocial work practice, showing the ways in which the actions of workers respond to and shape theories, organizations,

policy and social conditions and vice versa« (ebd.: 2235). Ansätze ethnografischer Praxisforschung leisten einen Beitrag zu einer subjektorientierten Fachlichkeit Sozialer Arbeit, beispielhaft sei hier verwiesen auf die Arbeit von Ackermann (2017) zur Fallarbeit im Jugendamt bzw. auf ethnografische Arbeiten, die die Nutzen- bzw. Nutzer_innen-Perspektive im Kontext sozialer Dienstleistungen betonen (u.a. Jepkens/van Rieën/Streck 2020). Nadai (2012) schließt mit der kritischen Forschungsperspektive der institutional ethnography die in die Sozialarbeitspraxis verwobenen institutionellen Ordnungen auf, die Klient_innen zu Fällen einer nach Ökonomisierungs Gesichtspunkten strukturierten sozialstaatlichen Verwaltung macht. Machttheoretisch sensibilisierte Ethnografien, wie etwa Munsch's Forschung zu Engagement und Ausgrenzung (2005), schärfen den Blick für die Effekte asymmetrischer Settings in der Praxis Sozialer Arbeit. Ethnografische Forschungsarbeiten aus der Perspektive *from below*, die Bearbeitungen und Bewältigungsweisen sozialer Ausschließung in den Fokus rücken, sind etwa die Studie von Ott (2011) zur »Aktivierung von (In-)Kompetenz« im Feld der Arbeitsmarktpolitik oder Müllers (2019) Studie zur häuslichen Sterbebegleitung, in der das Ringen um Lebensqualität als konflikthafte Verhältnis herausgearbeitet wird. Ethnografische Perspektiven erweitern auch die professionstheoretische Bestimmung Sozialer Arbeit. Ausgehend von einem Theoriebegriff, der die empirische Begründetheit von Theorien Sozialer Arbeit unterstreicht, konturieren Aghamiri et al. (2018a) das *Doing Social Work*. Hier wird Soziale Arbeit beschrieben auf der Grundlage von (ethnografischem) Wissen über die Herstellung Sozialer Arbeit. Kern Sozialer Arbeit sei demnach das »Entscheiden in Ungewissheit, Diffusitäten [zu] bespielen, Differenzkategorien [zu] (be-)nutzen und Alltägliches [zu] disziplinieren« (Aghamiri et al. 2018b: 400).

Die vorliegende Arbeit verortet sich im Spektrum kritischer ethnografischer Forschung der Sozialen Arbeit. Sie möchte einen Beitrag leisten zum Verstehen sozialer Praxis in Situationen veranstalteter Partizipation unter besonderer Berücksichtigung der Praxis sozialer Ausschließung und andererseits der eigensinnigen und widerständigen Praktiken von Alltagsakteur_innen, die diese Veranstaltungen besuchen. Sie ist gleichsam eine ethnografische Praxisforschung Sozialer Arbeit, die sich der kritischen Reflexion eines zentralen Handlungsfeldes, der GWA, widmet.

5.4.3 Macht- und diskursanalytisch informierte Ethnografie

Es stellte sich erst im Forschungsprozess heraus, dass es zur Analyse der sozialen Praxis eines methodologischen Gerüsts bedarf, das praxis- und diskursanalytische Annahmen mit der Ethnografie zusammenbringt. Der Forschungsgegenstand der sozialen Ausschließung, die praxis- und diskursanalytische methodologische Rahmung, die macht- und hegemonietheoretischen Sensibilisierungen und der Ansatz,

Praxis in situ und in actu zu beobachten, bilden eine erst im Zeitverlauf gewachsene forschungspragmatische und gegenstandsangemessene Verbindung. Im Verlauf der Feldaufenthalte und Analysen wurde das Problem virulent, wie die in die Situationen eingelassenen Machtpraktiken und einhergehende Machtrelationen fokussiert werden können. Ergänzend zur Betrachtung der Ebene des Wie, also der Vollzüge der Praxis, brauchte es die Perspektive des Wozu, um greifbar zu machen, wofür Praktiken produktiv sind. Diese Arbeit kann eine Ethnografie nicht per se aus sich selbst heraus leisten, hierzu braucht es eine Anreicherung und Präzisierung der methodologischen Verfasstheit.

Im Abschnitt 5.2 »Diskurs als Praxis« wurde bereits dargelegt, wie ein diskursanalytisch informierter Praxisbegriff hergeleitet und gerahmt werden kann. Nun ist zu klären, inwiefern Diskursanalyse und Ethnografie zusammenpassen. Zunächst: Da in der sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse in irgendeiner Form stets von diskursiven Praktiken oder diskursiver Praxis die Rede ist, kann eine Nähe von (praxistheoretisch fundierter) Ethnografie und Diskursanalyse zumindest begrifflich hergestellt werden (Wrana 2012: 185). Ethnografien mit starkem Diskursanalysebezug bzw. ethnografisch orientierte Diskursanalysen, die sich auf praxistheoretische Begründungen stützen, machen sich den Diskurs als epistemologischen Ausgangspunkt nutzbar. Sie betreten damit »Neuland, galten doch bislang Diskurse als ideelle und Praktiken als materielle Phänomene und damit als zwei sich ausschließende Konzeptionen des Sozialen« (Rabenstein 2010: 291). In diskursanalytischen Ethnografien ist der Diskurs der »Modus lokaler Praktiken« (Fegter et al. 2015: 13) und wird als Praxis gefasst. Der analytische Fokus »richtet sich [...] auf eine in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten verteilte situierte Praxis« (ebd.: 17). Da potenziell alle Praktiken eine Diskursivität besitzen, erscheinen dann die in der Ethnografie als soziale oder materielle Praktiken gerahmten Vollzüge zugleich als diskursive, weswegen sie Wrana (2014: 89) als soziale diskursive Praktiken bezeichnet. Ott und Wrana (2010), Ott et al. (2012) sowie Macgilchrist und Van Hout (2011) sprechen von diskursiven Praktiken, »in order to highlight the complexity and multidimensionality of the discursive which includes but also goes far beyond language use« (ebd.: Abs. 8). Die diskursiven Praktiken beschränken sich also nicht auf Text und Bild, sondern vollziehen sich in »Situationen/Interaktionen sowie Raumstrukturen, Architektur oder institutionellen Rahmungen, worin sie spezifische Wirklichkeiten materialisieren« (Fegter et al.: 19).

Mit der Ausweitung des Praktiken-Begriffes wird auch die Frage des Verhältnisses von Struktur und Handlung, von Subjekt und Ordnung virulent. Der Diskurs wird zum epistemologischen Grenzfall praxeologischer Forschung:

»Während Ethnographien eher davon ausgehen, dass die soziale Welt als Ordnung fungiert, und daraufhin den Ordnungszusammenhang in seiner Gestalt nachvollziehen, gehen Diskursanalysen eher davon aus, dass Ordnungen ein

emergentes Phänomen von machtvollen Schließungsprozeduren sind, welche auf Kontingenz antworten.« (Jergus 2014: 118)

Insofern ist es letztlich eine Frage der Lokalisierung der Vollzüge der Praxis und der damit einhergehenden differenten Prozesslogiken: einmal in der Form des »teilnehmende[n] Nach-Vollzug[es] oder [...] [als] praktische De-Fragmentierungsarbeit« (ebd.: 118). Diese Grenzbearbeitung ist auch der vorliegenden Arbeit inhärent, die analytisch zwischen dem Nachvollzug der Herstellung der Situation und den Effekten der in die Situation eingelagerten Machtrelationen wechselt. Je nach heuristischem Fokus (siehe die Kapitel mit den empirischen Ergebnissen) können so verschiedene Kulminationspunkte der Praxis sozialer Ausschließung herausgearbeitet werden.

Integrative Forschungsstrategien aus Ethnografie und Diskursanalyse untersuchen Alltagspraktiken einerseits und institutionalisierte Handlungspraktiken andererseits nicht getrennt, sondern in ihrer Verwobenheit ineinander (Ott/Langer/Rabenstein 2012: 174f.). Das heißt, auch die situierte Wirkmächtigkeit etwa von »institutionellen Arrangements« (Müller 2019) oder von »aktiven Texten« (Smith 1998) wird greifbar. Sie betonen die Performativität und Funktionalität von Praktiken für den Diskurs, »woraus folgt, dass Diskurse praktisch erzeugt und aufrechterhalten werden bzw. Praktiken stets diskursiv sind« (Jergus 2014: 120). So verschiebt ein diskurstheoretischer Zugang »das Augenmerk von der *Richtigkeit* zur *Produktivität* entsprechender Thematisierungen« (Fegter 2015: 329, Herv. i. O.). Wenn also mit praxistheoretischer Forschung grundlegend erst einmal nach dem *Wie* der Praxis gefragt wird, gelangt mit der diskursanalytischen Sensibilisierung das *Wozu* in das Blickfeld. Häufig sind es machtbezogene Fragestellungen, wie in der vorliegenden Arbeit, die so beantwortet werden können.

5.5 Zur Situationsanalyse als Grounded Theory nach dem postmodern turn

Die bisher hergeleitete methodologische Basis der Studie wird im Folgenden durch Ausführungen zur Grounded Theory und Situationsanalyse weiter konkretisiert. Hier steht nicht nur die Pragmatik der Herangehensweise an die Analyse, sondern auch die des analytischen Prozesses im Fokus.

5.5.1 Verortung in der Grounded Theory Methodologie

Die Grounded Theory Methodologie (GTM) ist ein in der qualitativen Sozialforschung etablierter und weit verbreiteter Forschungsstil. Sie geht zurück auf die US-amerikanischen Soziologen Anselm L. Strauss und Barney G. Glaser, die

erstmal 1967 mit ihrem Buch »The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research« die Grounded Theory artikuliert haben (Glaser/Strauss 1967). Das Buch sorgte in der zu dieser Zeit vorgängig quantitativ orientierten Sozialforschung für Aufsehen, weil es Theorien »in höchstem Maße infrage [stellte] bzw. [...] die Produktivität von Forschung in Bezug auf Theorie in Zweifel [zog]« (Glaser/Tarozzi 2011: 53). Es ging beiden »nicht [...] um die Überprüfung von Theorie, sondern um deren Entdeckung ›aus den Daten heraus‹« (Strauss/Legewie/Schervier-Legewie 2011: 73). So entstand die Grounded Theory als »Methodologie, um in den Daten schlummernde Theorien zu entdecken« (ebd.: 73). Zentral für die GTM ist erstens das Kodieren, das als theoretisches Kodieren bezeichnet werden kann, weil es nicht nur Phänomene klassifiziert, sondern auch zur Bildung theoretischer Konzepte taugt. Zweitens ist das theoretische Sampling zentral, also das Verständnis, die Theoriearbeit bereits mit dem Start der ersten Erhebung im Feld zu beginnen. Dies besteht in der GTM insbesondere im Schreiben von Memos und dem Formulieren von Hypothesen, welche überdies den weiteren Feldbeobachtungen als Fokussierung dienen. Zum dritten zeichnet sich die GTM durch Vergleiche aus zwischen Phänomenen und Kontexten. Aus ihnen erwachsen die theoretischen Konzepte (ebd.: 74).

Die GTM wurde in den letzten Jahrzehnten weiterentwickelt und ausdifferenziert. So haben Strauss und Corbin (1995) eine überarbeitete Methodologie vorgelegt, die sich an einigen Stellen vom Ursprung unterscheidet. Dabei kam es zum Bruch zwischen den Strauss'schen und Glaser'schen Zugängen. Zentrale Weiterentwicklungen der GTM sind die Constructivist Grounded Theory von Kathy Charmaz (2006) und Adele Clarkes (2005) Ansatz der Situationsanalyse (Stough/Lee 2021). Die sich in den folgenden Jahren immer weiter ausformulierende und diversifizierende Forschungsstrategie ist auch im deutschsprachigen Raum angekommen, hier vorherrschend in der Strauss-Corbin'schen GTM-Variante (Mey/Mruck 2011: 20). In dieser eher pragmatisch-interaktionistischen Lesart werden die theoretischen Vorannahmen betont, die man als forschende Person mitbringt, um sich einem Forschungsgegenstand zu nähern. Diese müssten transparent gemacht werden, um Forschung nachvollziehbar und kritikfähig zu machen (Griesbacher 2016). Dies hat jedoch auch forschungspragmatische Vorteile. Die Theorien, die die Forschung sensibilisieren, helfen, in die Analyse hineinzufinden. Das »theoriesensible Durchdenken [...] hilft, das Feld und den Gegenstand aufzuschließen und [...] Zusammenhänge und Aspekte im Material sichtbar zu machen, die in der Alltagsperspektive der Teilnehmenden nicht zur Sprache kommen können und in den Datenstücken jeweils nur bruchstückhaft aufscheinen« (Strübing et al. 2018: 91). In der qualitativen Sozialforschung gewährleisten sensibilisierende Konzepte oder »sensitizing concepts« (Blumer 1954) die Momente der epistemologischen Brechung der Konstruktionen erster Ordnung und verhelfen so, Deutungsangebote aus dem Feld systematisch zu überschreiten (Strübing et al. 2018: 91). Dabei wird mit dem Begriff der Sen-

sibilisierung impliziert, dass das Vorgehen der Analyse kein dichotom strukturiertes deduktives oder induktives ist, sondern induktive, abduktive und deduktive Anteile sich im Analyseprozess abwechseln und strukturieren. Ohne die so konstituierte iterative Zyklik sei qualitative Forschung nicht gelingend zu realisieren (ebd.: 92). Mit Blumer (1954) gesprochen, schlagen sensibilisierende Konzepte lediglich Richtungen vor, in die geschaut werden kann, nicht aber schreiben sie vor, was es zu sehen gibt:

»A definitive concept refers precisely to what is common to a class of objects, by the aid of a clear definition in terms of attributes or fixed bench marks [...] A sensitizing concept lacks such specification of attributes or bench marks and consequently it does not enable the user to move directly to the instance and its relevant content. Instead, it gives the user a general sense of reference and guidance in approaching empirical instances.« (Ebd.: 7)

Ausgehend von der Fragestellung nach der Herstellung von Praxis unter besonderer Beachtung sozialer Ausschließung in Situationen veranstalteter Partizipation, müssen auf dem Weg zu den Deutungsangeboten, die diese Arbeit unterbreitet, epistemologische und heuristische, mithin im weitesten Sinne theoretische Sensibilisierungen vorgenommen werden. So gelingt es, das empirische Wissen »unter Spannung« (Strübing et al. 2018: 85) zu setzen. Forschungspraktisch bedeuten sensibilisierende Konzepte heuristische Sensibilisierungen für das Durcharbeiten und Interpretieren des empirischen Materials.

5.5.2 Postmodernisierung, Reflexivität, Engagement, Diskurs – die Situationsanalyse als reflexives und politisches Projekt

Die Situationsanalyse, die Clarke maßgeblich durch ihre Arbeit »Situational analysis. Grounded theory after the postmodern turn« (2005) eingeführt hat, ins Deutsche übersetzt in Clarke (2012) und erneuert in »Situational analysis. Grounded theory after the interpretive turn« (Clarke/Friese/Washburn 2018), hat die methodologischen Diskussionen der Grounded Theory in den letzten zwei Jahrzehnten maßgeblich weiterentwickelt (Stough/Lee 2021: 2). Clarke erneuert die im Symbolischen Interaktionismus und im Pragmatismus verankerten Fassungen der Grounded Theory, indem sie sie um Antworten zu den mit dem *postmodern turn* in den Sozialwissenschaften zusammenhängenden kritischen Fragen nach den positivistischen Blindstellen qualitativer Sozialforschung erweitert (Clarke 2012: 23). Sie reiht sich damit ein in die Verschiebungen, die mit neuen konstruktivistischen Perspektiven innerhalb der GTM einhergingen. So beabsichtigt sie im Anschluss an Charmaz (2006) eine Loslösung von den positivistischen Tendenzen, die sich in der GTM verstecken. Clarke verdeutlicht, dass weder Analyseergebnisse die »Wahr-

heit« der Praxis offen widerspiegeln können, noch, dass theoretische Anleihen, die von Dritten vielleicht als objektiv bezeichnet werden, die Analyseergebnisse »objektiver« machen (Clarke 2012: 59ff.). Forschung unterbreitet in diesem Sinne Deutungsangebote von Praxis, bleibt jedoch immer eine Konstruktionsleistung, die darlegen muss, nach welchen Prämissen und im Rahmen welcher Prozesse sie zu Erkenntnissen gelangt. Die Situationsanalyse betont die Konstruktionshaftigkeit sozialer Welten und die Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen ihrer Akteur_innen. Entsprechend sind auch innerhalb und zwischen sozialen Welten multiple »Wahrheiten« und sich widersprechende Deutungen möglich, die entlang unterschiedlicher reflexiver Strategien thematisch werden.

Clarke positioniert sich als politisch involvierte Forscherin. Sie forciert Methoden, »die es dem Analytiker erlauben und ihn ermutigen, bisher illegitime und/oder marginalisierte Perspektiven und unterdrücktes Wissen vom sozialen Leben zu erläutern – um klar zu kommunizieren, auf welcher heterogenen Weise wir unseren Planeten in diesem neuen Jahrtausend bewohnen und welche komplizierte und instabile Situationen dabei entstehen« (ebd.: 31). Offenberger (2019) betont im Anschluss an Bethmann und Niermann (2015) das »engagement« der Situationsanalyse »als gesellschaftspolitische Intervention durch Forschung« (Bethmann/Niermann 2015: Abs. 11): Forschung trage so zur Bewältigung praktischer Probleme des Zusammenlebens in der Gesellschaft bei und betone die Werte sozialer Gerechtigkeit und den Einsatz von Forschung im Kampf gegen soziale Ungleichheit (Offenberger 2019: Abs. 6).

Um den positivistischen Tendenzen in der GTM entgegenzuwirken und sie gleichsam durch den *postmodern turn* hindurchzuschieben, betont Clarke den Stellenwert der Reflexivität. Dies impliziere trotz des Bemühens um eine »Erdung« der Theorieentwicklung gemäß dem Anspruch, gegenstandsverankerte *grounded theories* zu erarbeiten, einen reflexiven Umgang mit theoretischen Sensibilisierungen, die die Analyse beeinflussen. »[T]he analyst uses his or her knowledge to help design data collection and does not wait quietly for magically appearing data to speak!« (Clarke 2009: 217) Damit wendet sich Clarke deutlich von Glasers Glaube an die Forscherin als *tabula rasa* ab und betont, »dass wir nicht umhin kommen, bei fast jedem Forschungsprojekt bereits zuvor irgendetwas zu »wissen«, bereits geprägt zu sein, tangiert, »infiert« (Clarke 2012: 55). Die Situationsanalyse stützt die Analyse demnach, wie auch die *Grounded Theory* in der Variante von Strauss und Corbin (1995), auf den Einbezug sensibilisierender Konzepte. Im prinzipiell nie abgeschlossenen Prozess der Wissensgenerierung verabschiedet sich die Situationsanalyse von der Erarbeitung verallgemeinerbarer Theorien und betont die Situiertheit und Partialität der Forschung, die »bescheidenere und partiale, jedoch ernsthafte, nützliche und hoffentlich provokative *Grounded-Theory-Analysen*, sensibilisierende Konzepte, Analytik und Theoriebildung« (Clarke 2012: 73) hervorbringen.

Die Situationsanalyse stellt sich der epistemologisch ambitionierten Herausforderung, die in der Tradition des Pragmatismus stehende Grounded Theory mit (post-)strukturalistisch fundierten diskursanalytischen Elementen zusammenzubringen. Postmodernisiert werde die Grounded Theory u.a. durch die »Verwendung narrativer, visueller und historischer Diskursmaterialien« (Clarke 2012: 184). Die Situationsanalyse fragt nach diskursiven Konstruktionen und kulturellen Symboliken, die durch die Situation hervorgerufen werden. Der Einbezug von Diskursen in die Analyse ist, wie in den Ausführungen zur diskursanalytischen Ethnografie bereits ausgeführt, ein Grenzfall der methodologischen Betrachtung. Clarke betont die Hinwendung zu wichtigen Diskursen, die der Forschungssituation inhärent sind sowie die Klärung, dass diese »über ›das wissende bzw. erkennende Subjekt‹ insoweit hinausgehen, dass es nicht mehr als der im Mittelpunkt stehende Wissende und Entscheidende betrachtet wird« (ebd.: 31). Diaz-Bone (2013) fragt, ob es sich bei der Situationsanalyse um eine Diskursanalyse »light« handle. So sei Clarke die Einbeziehung von Diskursen überzeugend gelungen, jedoch bleibe ein Desiderat bezüglich der Methodologie für die Diskursanalyse (ebd.: Abs. 20). Diese sei »unterentwickelt, weil hier Diskurse nicht praktisch analysiert werden als Praktiken, die eine konstruktive Leistung erzielen – nämlich die sozialen Welten bzw. sozialen Arenen selbst zu generieren« (ebd.: Abs. 20). So würden diese »lediglich mit dieser konstruktiven Eigenschaft *angenommen* und *danach* in die Analyse einbezogen« (ebd.: Abs. 20). Im Ansinnen, den Diskursbegriff für die vorliegende Arbeit zu klären, wurde ausgeführt, wie Diskurs *als* Praxis methodologisch eingeholt werden kann, etwa indem auch die Materialität des Diskursiven in die Analyse mit einbezogen wird. Insofern bietet diese Arbeit eine Möglichkeit, dieser Unschärfe zu begegnen.

5.5.3 Zum Stellenwert der Situation und den Mapping-Strategien der Situationsanalyse

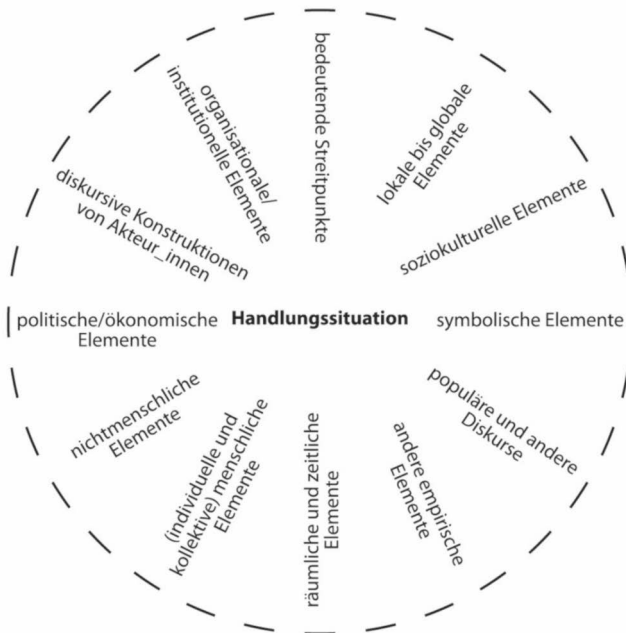
In der Situationsanalyse wird die »*Situation an sich zum ultimativen Forschungsgegenstand*, und das Verständnis ihrer Elemente und ihrer Beziehungen zum primären Ziel der Untersuchung« (Clarke 2012: 24, Herv. i. O.). Mit der Dezentrierung hin auf die Betrachtung einer Situation und damit der Erweiterung des Forschungsfokus betont Clarke ihren sozialökologischen Standort, hinsichtlich dessen sie von Strauss' Theorie sozialer Welten und Arenen (Strauss 1978) der Chicagoer Soziologie beeinflusst ist. Mit der Situationsanalyse steht nicht nur das Sprachliche im Vordergrund, sondern gleichsam auch das Nicht-Menschliche, das Materielle und das Diskursive (Clarke 2012: 24). Soziale Welten sind als »universe of discourse« (Mead 1934: 284) gedacht. In diesen bringen soziale Gruppen spezifische Kommunikationsformen bzw. soziale Praxen hervor. Die soziale Welt der Verwaltung oder die soziale Welt der Beteiligungsbranche zeichnet sich insbesondere durch professionali-

sierte Praxen aus, die in Beziehung zu institutionellen Arrangements stehen und entsprechende routinisierte Abläufe, Codes, Sprechweisen hervorbringen. In der konflikthaft strukturierten sozialen Arena veranstalteter Partizipation treten neben professionellen Akteur_innen aber auch soziale Gruppen auf, für die die sozialen Welten neu, ungewohnt oder auch »vorbelastet« sind. Gemäß dem Selbstverständnis der Partizipationspraxis werden diese Akteur_innen eingeladen, miteinander Praxis hervorzubringen. Das Konzept sozialer Welten und Arenen dient hier als Hilfestellung, um die Heterogenität, Konflikthaftigkeit und Ambivalenz der diskursiven Praxis in der Situation zu betonen und diese eben nicht individualistisch auf die einzelne Person (und ihr politisches Interesse, ihre kommunikative Kompetenz oder ihre zeitlichen Ressourcen) zu verengen. Die Situation wird sowohl zum Objekt, zum Prozess, als auch zum anti-objektivistischen und feministisch inspirierten Ort der Erkenntnis, dem man sich nur ökologisch nähern könne (Clarke 2012: 65ff.). Es gehe nicht, wie so oft in der methodologischen Entwicklung der qualitativen Sozialforschung seit dem postmodern tun, um »Forschung, welche die ›Stimme der Einzelnen‹ und ihre Abbildung in den Mittelpunkt rückt« (ebd.: 30), sondern »auch das Soziale – die Forschungssituation in Gänze« (ebd.: 30, Herv. i. O.). Die Situationsanalyse hilft, die Widersprüchlichkeit und Ambivalenz der Praxis in der Situation an sich zu verorten. Dies ermöglicht die gesamte Situation (ethnografisch) zu erfassen und nicht verengt auf narrative Deutungsangebote der Akteur_innen herauszuarbeiten. Zur oben angesprochenen politischen Produktivität der Situationsanalyse trägt bei, dass sich die Analyse auch dem Nichtthematisierten zuwendet, den »positions not taken in the data« (Clarke/Friese/Washburn 2018: 172). Dies ist für Forschungen zu sozialer Ausschließung insbesondere dann relevant, wenn diese sich in normativ aufgeladenen Feldern eben nicht sprachlich vollzieht, sondern über materielle und nicht-sprachliche diskursive Praktiken der Situation inhärent ist. Damit »richtet sich die Aufmerksamkeit nicht darauf, wer (nicht) spricht, sondern darauf, was nicht gesagt wird oder nicht sagbar ist, weil die Bedingungen der Möglichkeit dazu nicht gegeben sind« (Offenberger 2019: Abs. 22). Die Situationsanalyse hilft, »Orte des Schweigens« (Clarke 2012: 123) in den Daten zu erkennen, also jene vorhandenen, aber schweisgsamen Mechanismen sozialer Ausschließung, »ohne den Befragten die Worte in den Mund zu legen« (ebd.: 123, Herv. i. O.).

Eine zentrale praxisanalytische Prämisse der Situationsanalyse ist, dass alle Bedingungen der Situation in der Situation bereits enthalten sind: »There is no such thing as ›context‹.« (Clarke 2009: 208) »Die wichtigsten so genannten kontextuellen Elemente befinden sich genau genommen in der Situation selbst. Sie sind für sie konstitutiv, strukturelle und Machtelemente inbegriffen. Und als solche können wir sie mappen und analysieren.« (Clarke 2012: 74) Im Folgenden werden die methodischen Werkzeuge der Situationsanalyse in für die vorliegende Forschungsarbeit angemessener Auswahl beleuchtet. Sie eignen sich dafür, die Komplexität von Situationen zu erfassen, mithin also den Blick von der Mikroebene sozialer Praxis

auf die Meso- und Makroebene zu weiten, die Materialität veranstalteter Partizipationspraxis in ihrer Produktivität für die Situation zu erhellen sowie unterschiedliche Akteur_innenkonstellationen und -positionen in ihrer konflikthaften Aufladung zueinander zu fokussieren. So rahmt zunächst Clarkes Situationsmatrix die Analyse und trägt den Bedingungen der Situation Rechnung (siehe Abbildung 6). Die Handlungssituation setzt sich demnach aus multiplen strukturellen Elementen und Bedingungen zusammen. Es wird deutlich, dass die Situation als ein Nexus sozialer, institutioneller, kultureller, diskursiver, politischer, machbezogener, materieller, räumlicher sowie zeitlicher Elemente gedacht wird.

Abbildung 6: Clarkes Situationsmatrix



Quelle: Clarke 2012: 113, Satz: GrafikBüro Berlin

Die Situationsanalyse nutzt verschiedene Mapping-Strategien zur analytischen Öffnung der Daten. Diese Strategien, von Clarke auch als »analytische Übungen« (Clarke 2012: 121) bezeichnet, haben die Aufgabe, die Komplexität von Situationen zu erfassen und zu klären, was in der Situation vor sich geht. Sie fordern die forschende Person heraus, sich intensiv mit den Daten auseinanderzusetzen und unterstützen dabei, die Datenmengen systematisch handhaben zu können. Hinzu kommt das in

der GTM auch sonst übliche Schreiben von Memos. Maps können mit kodierten Daten angefertigt werden »oder sogar auch, zumindest teilweise, bei unkodierten, jedoch sorgfältig interpretierten und schon leicht »vorverdauten« Daten« (ebd.: 121). Damit dürfte deutlich werden, wie ernst es die Situationsanalyse mit der Sichtbarkeit der Forschenden meint: Die Maps legen Zeugnis ab von der Forscherin als »Forschungsinstrument« (ebd.: 122), die ihre Erfahrungen, Beobachtungen und theoretischen Verdichtungen als Daten für die Maps nutzt.

5.5.4 Die Mapping-Strategien der Situationsanalyse

Die Situationsanalyse schlägt drei verschiedene Mapping-Strategien vor, die jeweils unterschiedliche Funktionen im Forschungsprozess einnehmen. Diese sind erstens die *Situations-Maps* (situational maps), zweitens die *Maps von sozialen Welten/Arenen* (social worlds/arenas maps) und drittens die *Positions-Maps* (positional maps) (Clarke 2012: 121ff.). Das Mapping dient dazu, beinahe spielerisch mit den empirischen Daten umzugehen, sie zueinander in Beziehung zu setzen und analytische Perspektiven auszuprobieren. Es gibt nicht *die* eine Map, die im Prozess der Forschung angefertigt wird, sondern das Mapping findet im iterativen Analyseprozess immer wieder statt. Die Maps sind im Rahmen dieses Forschungsprozesses als Analysetools zum Einsatz gekommen, werden jedoch später nicht systematisch herangezogen, um die analytischen Aussagen im empirischen Teil zu bebildern.

In *Situations-Maps* steht die Situation selbst im Mittelpunkt. Sie enthält relevante menschliche/nicht-menschliche, materielle sowie symbolische/diskursive Elemente (ebd.: 125). Es gibt ungeordnete und geordnete Situations-Maps. Im Folgenden ist zunächst eine ungeordnete Situations-Map von Situationen veranstalteter Partizipation dargestellt, die in erster Linie der Erläuterung der Mapping-Strategie dienen soll, gleichsam aber eine thematische Einstimmung auf den empirischen Teil ist. Es ist eine kondensierte Darstellung auf Basis verschiedener Situationen, erstellt am Ende des Forschungsprozesses. Sie unterscheidet sich in Komplexität und Dichte von den Situations-Maps zu Beginn des Forschungsprozesses.

Die ungeordnete Situationsmap zeigt a) Individuen, soziale Gruppen und Institutionen, b) nicht-menschliche und mit situierter Handlungsmacht ausgestattete Akteur_innen und raum-zeitliche Elemente, die in der Situation wichtig sind sowie c) Symbole, Diskurse und diskursive Formationen einschließlich professioneller und institutioneller Arrangements (ebd.: 125f.). Ungeordnete Situations-Maps können als analytisches Tool u.a. dazu dienen, relationale Analysen vorzunehmen, indem Verbindungslinien zwischen zusammenhängenden Elementen gezogen werden (ebd.: 141). Die Maps werden zu Werkzeugen im analytischen Prozess, die immer wieder neu genutzt und abgewandelt werden können und insbesondere mit begleitenden Memos den Analyseprozess vorantreiben.

Tabelle 2: geordnete Situations-Map »Die Situation veranstalteter Partizipation«

INDIVIDUELLE MENSCHLICHE ELEMENTE/ AKTEUR_INNEN Bewohner_innen, Betroffene, Interessierte, Skeptische, Forscherin	NICHTMENSCHLICHE ELEMENTE Raumgröße, Raumgestaltung, Bestuhlung, Moderationsmaterialien, Visualisierungsmaterialien, Buffet, Pinnwände, Namensschilder, Teilnehmer_innenlisten, Technik, Beamer, Mikrophon, Kamera, Modell, Karten, Klebepunkte, Feedbackwand, Flyer, Dokumentation, Schreiben, Konzepte, Stellungnahmen, Petitionen, Twitter/social media
KOLLEKTIVE MENSCHLICHE AKTEUR_INNEN Akteur_innen der Sozialen Arbeit, Kommunalpolitiker_innen, Wohnungswirtschaft, Verwaltungsmitarbeiter_innen, Beauftragte, Planer_innen, Investor, engagierte Nachbar_innen, zivilgesellschaftliche Gruppen, Verbände, NIMBYs, Moderator_innen, Pressevertreter_innen, Stadtbere; Techniker, Catering	IMPLIZIERTE/STUMME AKTEUR_INNEN Bewohner_innen, Betroffene, Menschen, die nicht gut (deutsch) sprechen können, (post)migrantische Communities, marginalisierte Gruppen, Kritiker_innen der Praxis, Nicht-Nutzer_innen, Personen mit Care-Aufgaben, Überforderte, Stille, Nicht-Interessierte, Nicht-Anwesende, Mitgemeinte, zukünftig Involvierte
DISKURSIVE KONSTRUKTIONEN INDIVIDUELLER UND/ODER KOLLEKTIVER MENSCHLICHER AKTEUR_INNEN Protest gegen Planung, Protest gegen Art und Weise der Partizipation, Sorge/Angst, Kritik an Zustand im Stadtteil, Recht auf Information, kritische Berichterstattung, Sensibilisierung für Ausschließung, Teilen von Erfahrungen, Verstummen, Kreativort – Gedankenort – Futurium, Methodenangemessenheit und Visualisierungsfokus, Öffentlichkeit und Transparenz	DISKURSIVE KONSTRUKTIONEN NICHT-MENSCHLICHER ELEMENTE Rechtliche Grundlagen der Partizipation, Passung zu Förderprogrammen, rechtssichere Kommunikation, Erfüllung der Informationspflicht, Legitimation von Planung, Vorbereitung von kommunalpolitischen Beschlüssen, Konzepte von Partizipation, Mittelschichtsbias, Partizipation und soziale Ungleichheit, Populismus, Recht auf Stadt
POLITISCHE/WIRTSCHAFTLICHE ELEMENTE Förderprogramme; Städtebau; Programmatischer Partizipationsdiskurs: Bürgerbeteiligung, Planung, Gemeinwesenarbeit; Beteiligungsbranche; Öffentlichkeitsarbeit; Aktivierung im Sozialraum; neoliberale und ordnungspolitische Stadtpolitiken vs. Stadtpolitiken from below; begrenzte Finanzen	SOZIO-KULTURELLE/SYMBOLISCHE ELEMENTE Verwaltungssprache vs. Verständigungsorientierung, Produktorientierung, Anzüge vs. Alltagskleidung, Weiß, hochdeutsch, männlich vs. weiblich, alt vor jung, Leadership vs. Anerkennung, Behauptung vs. Rückzug, Vermeiden von Emotionalität vs. Erfahrungsfokus, Planungslegitimation vs. Aktivismus, Konsum vs. Exploration

ZEITLICHE ELEMENTE Durchgetaktete Veranstaltung, durchge- takteter Planungsprozess, Zeitwänge der Planung/Verwaltung/Politik, Bedürfnis nach Erklärung und Alternativen, Skepsis, keine Zeit zur Teilnahme	RÄUMLICHE ELEMENTE Stadtteil/Viertel/Straße, Stadt/Dorf/ Peripherie, Kommune/Land/Bund/Europa, Veranstaltungsraum, Nachbarschaftszen- trum, Jugendclub, Stuhlreihen, Boden, Bühne, Toiletten, Buffet, Ausgang, Eingang, Pinnwän- de, Gesprächsnischen, Workshopräume
HAUPTTHEMEN/DEBATTEN (MEIST UMSTRITTEN) Allgemein- vs. Partikularinteresse, recht- lich gesicherter Partizipationsspielraum vs. Einräumen von Möglichkeiten zur Mit- bestimmung, Zeitlichkeit von Planungs- praxis vs. Zeitpunkt und Art der Partizi- pation, Protest/Veto gegen Planung, Ord- nung und Sicherheit im Stadtteil, Nach- haltigkeit, bezahlbares Wohnen, Verkehrs- belastung, Stärkung von Nachbarschaften, Inklusion, Barrierefreiheit	VERWANDTE DISKURSE (HISTORISCHE, NARRATIVE UND/ODER VISUELLE) Bürgerrecht und Bürgerpflicht, Aktivierung und Engagement, NIMBY, Lobbyismus, ziviler Ungehorsam, »Für uns interessiert sich doch eh niemand«, Partizipation als Akzeptanzma- nagement, Mittelschichts-Bias, Quartiersma- nagement vs. GWA

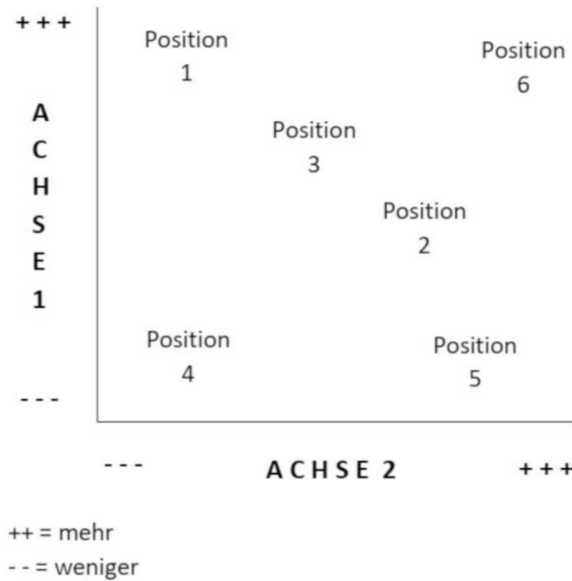
Quelle: eigene Darstellung

Die zweite Mapping-Strategie der Situationsanalyse besteht in der Anfertigung von *Maps von Sozialen Welten/Arenen* (Clarke 2012: 147ff.). Diese fokussieren die Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen sozialen Gruppen und sozialen Welten (im Sinne von »Diskursuniversen«, Strauss 1978), die relational zueinander dargestellt werden können. Mit dieser Form der Darstellung werden Fragen analytisch greifbar, die auf der Meso-Ebene angesiedelt sind. Kollektives Handeln kann hier zivilgesellschaftlich gemeint sein, es kann aber auch in der sedimentierten Form der Institution dargestellt werden. Diese Maps betonen die Machtaspekte, die in den organisierten Handlungsformen und der Richtung ihres Handelns offenbar werden. In der folgenden Map der Sozialen Welten und Arenen wird exemplarisch gezeigt, wie in der Situationsanalyse kollektive Akteur_innen und Institutionen sowie deren Aushandlungen dargestellt werden können. Die verschiedenen sozialen Welten, Organisationen und Aushandlungsprozesse bilden gemeinsam die Arena (Clarke 2012: 149).

Die Unterscheidung zwischen individuellem und kollektivem Handeln sensibilisiert für die soziale Dimension der Praktiken. Dies wird insbesondere deutlich, wenn organisierte Akteur_innen in Aushandlungsprozessen diskursive Praktiken hervorbringen, die kollektiv begründet werden oder institutionell sedimentiert sind und damit in der Situation wirkmächtiger werden.

auch allgemein für den (gesellschaftlichen) sozialen Ausschluss der Gruppe jenseits der Situation veranstalteter Partizipation.¹

Abbildung 9: Abstrakte Positions-Map



Quelle: Clarke 2012: 168

Die dritte Mapping-Strategie der Situationsanalyse ist das Anfertigen von *Positions-Maps*. Diese »beinhalten den Großteil der wichtigen, in den Daten eingenommenen Positionen zu den darin wichtigsten diskursiven Themen« (Clarke 2012: 165, Herv. i. O.). Sie bilden nach Clarke sowohl explizierte Fragen, Positionen und strittige Themen ab als auch ausbleibende Positionierungen und »Orte diskursiven Schweigens« (ebd.: 165). Diese Positionen sind nicht auf einzelne Personen, auf Gruppen oder Institutionen zurückzuführen, sondern auf Positionen innerhalb von Diskursen. Die

1 Eine Besonderheit in der Darstellung der Maps von Sozialen Welten und Arenen hier ist die Schwierigkeit der doppelten Perspektivierung – einmal auf die punktuelle Situation der Veranstaltung (z.B. ein Nachbarschafts-Forum) und dann allgemein auf die Situation jenseits veranstalteter Settings. Das von Clarke in Anlehnung an Strauss (1978) vorgeschlagene Mapping kann ursprünglich wohl eher so verstanden werden, dass dort die Beziehungen zwischen sozialen Welten in Arenen unabhängig von einer spezifischen Situation dargestellt werden – mithin die Arena nicht mit der »veranstalteten« Arena in eins fällt. Hier bildet die Arena jedoch die Situation veranstalteter Partizipation ab.

Positionalität ist eine analytische Perspektive und darf nicht mit der Ebene der Darstellung, also der äußeren Form der Einnahme von Positionen verwechselt werden. Im Folgenden wird eine abstrakte Positions-Map gezeigt, die idealtypisch darstellt, wie sich verschiedene Positionen, unabhängig von konkreten Sprecher_innen, auf einem zweiachsigen Koordinatensystem verorten lassen.

Auf den Partizipationsdiskurs angewendet kann so ein Durchdringen der programmatischen Rhetorik gelingen und die Ebene der Praxis der Positionierung entlang der verschiedenen Diskurspositionen fokussiert werden. Die Schwierigkeit der Anfertigung von Positions-Maps in Bezug auf die vorliegende Forschung ist jedoch die Schieflage zwischen *explizierten* Positionen, Meinungen, Kritikpunkten, Argumenten, Informationen und *impliziten* Diskurspositionen, die erst das Ergebnis analytischer Durchdringung sind. Es ist mitnichten so, dass die in den Daten eingenommenen und hier interessierenden Positionen bereits sprachlich explizit vorliegen und diese lediglich ‚gepfückt‘ werden müssen. Mit dem Fokus auf den Diskurs *als* Praxis rücken jene diskursiven Praktiken ins Licht, die eben nicht bereits institutionell gebunden und damit häufig sprachlich elaboriert sind. Die stillen, schweisgsamen, machtvoll eingehegten, unsichtbar gemachten Positionen können angenommen, aber ohne weitere analytische Annäherung nicht näher umrissen und schließlich verortet werden. Der hier eingenommenen Sensibilisierung für das Diskursive, das sich in und durch materielle und nicht-sprachliche Praktiken bildet, kann im Analyseprozess weniger durch Positions-Maps Rechnung getragen werden, sondern andersherum kann erst die Analyse der Praxis zur Anfertigung von Positions-Maps führen, was ihnen mithin eher die Funktion eines Ergebnisses als eines Werkzeug im Analyseprozess verleiht. Aufgrund dieser Einschränkung der Positions-Maps im Prozess der hier getätigten Forschung, sollen diese an der Stelle nicht weiter vertieft werden.

Das Kodieren spielt als Analyseverfahren in der Grounded Theory eine herausragende Rolle, um gegenstandsbegründete Theorien zu elaborieren: Vom »offenen Kodieren« über das »axiale Kodieren« bis hin zum »selektiven Kodieren« (Strauss 1991) sind unterschiedliche Prozeduren in der Handhabung der Daten vorgesehen, die nicht klar voneinander getrennt werden, sondern einander überlappen und miteinander kombiniert werden (Flick 2014: 387f.). Auch in der Situationsanalyse hat das Kodieren und das Schreiben von Memos eine zentrale Bedeutung (Clarke/Friese/Washburn 2015: 15). Gleichwohl bleibt sie flexibel zur Frage, ob das Kodieren im Sinne der Grounded Theory eine notwendige Vorarbeit zur Erstellung der Maps ist oder auch unkodierte Daten für die Maps verwendet werden können (Whisker 2018: Abs. 12). In der hier vorliegenden Analyse wurden die Daten durch das Kodieren zunächst aufgebrochen und dienten – gemeinsam mit In-vivo-Kodes im Sinne von bildhaften und eindrücklichen Formulierungen aus dem Feld (Boehm 1994: 128) – als Grundlage für die Anfertigung der Maps.

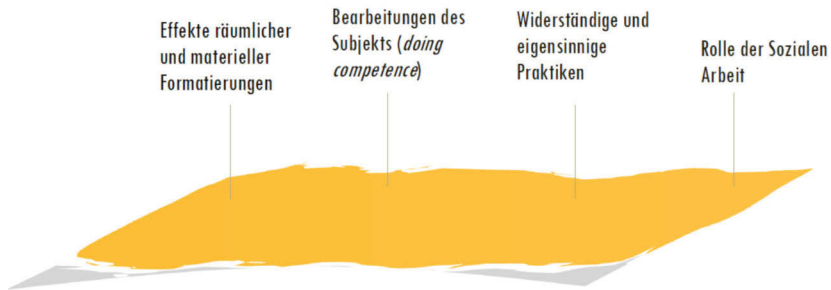
5.6 Heuristik und Forschungsfragen zu sozialer Ausschließung in Situationen veranstalteter Partizipation

Für die Forschung zu sozialer Ausschließung in Situationen veranstalteter Partizipation wird eine heuristische Strategie vorgeschlagen, die sich erst im Laufe des Forschungsprozesses entwickelte. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Arbeit sich als *praxistheoretisch* fundierte Forschung versteht, die soziale Praxis im Prozess des *doing* einfängt. Die praktischen Vollzugswirklichkeiten werden als Komplex sozialer, materieller (diskursiver) Praktiken gefasst, wobei das Diskursive hier einen besonderen Stellenwert erhält und grundlegend für die machttheoretische Sensibilisierung ist. Die *diskursanalytische* Erweiterung fasst Diskurs *als* Praxis. So gelingt es, materielle Settings und Artefakte als produktiv für den situierten Diskurs herauszuarbeiten. Bezüglich der Frage des Subjekts wird dies einerseits als Effekt einer Anrufungspraxis (Anrufungssubjekt), als auch als handlungsfähiges Praxis-subjekt gezeichnet. Dessen Praktiken von Widerstand und Eigensinn können in den großen und lauten, aber eher noch in den kleinen und stillen Praktiken aufgespürt werden. Aus *kritischer* Perspektive birgt eine Forschung, die Situationen veranstalteter Partizipation lediglich beschreibt, das Potenzial, (un)bewusst Mechanismen gesellschaftlicher Ungleichheit zu reproduzieren. Da sich soziale Ausschließung, so die heuristische Annahme, in und durch Praktiken vollzieht, ist es der Anspruch, jene Praktiken aufzuspüren und in Beziehung zueinander zu setzen. Dabei spielen auch Institutionen als aggregierte soziale Praxis eine wichtige Rolle. So ist es die Frage, wie das Subjekt und dessen Kollektive in Räumen veranstalteter Partizipation Prozesse der Artikulation und Repräsentation vollziehen (können) und wie diese erschwert oder blockiert werden. Die dabei eingenommene hegemonietheoretische Rahmung der analytischen Perspektive ermöglicht, die Praktiken im Spannungsverhältnis zwischen hegemonialer und gegenhegemonialer Praxis zu verorten.

Schließlich spielt sich die untersuchte Praxis in einem exklusiven Setting – in Situationen veranstalteter Partizipation – ab. Die *situationsanalytische* Rahmung trägt den verschiedenen Perspektiven – auf Materialität, das Subjekt, Widerstand und die Rolle der Sozialen Arbeit – Rechnung. Sie fängt einerseits die Inszenierung in ihrer zeitlichen, räumlichen, methodischen und programmatischen Besonderheit und andererseits die Kämpfe und eigensinnigen Widerstände ein, die nur in Relation zur Inszenierung und deren hegemonialen Repräsentationen zu sehen sind. Die Dezentrierung der analytischen Perspektive wird durch den Zugang über die Ethnografie ermöglicht.

Die sensibilisierenden Konzepte, die in dieser Arbeit verknüpft werden, münden in eine Heuristik, in der das Material hinsichtlich a) der Effekte räumlicher und materieller Formatierungen, b) der Bearbeitungen des Subjekts, c) der widerständigen und eigensinnigen Praktiken und d) der Rolle der Sozialen Arbeit hin untersucht wird (siehe Abbildung 10).

Abbildung 10: Heuristik der Forschung in Situationen veranstalteter Partizipation



Quelle: eigene Darstellung

In Passung zur Heuristik ergaben sich im iterativen Forschungsprozess die folgenden Forschungsfragen.

- Effekte räumlicher und materieller Formatierungen:* Wie wird die Situation materiell inszeniert (Ort des Geschehens, Raumgestaltung, Sitzordnung, Moderationsmaterialien, Artefakte, Technikeinsatz)? Wie werden die Körper im Raum angeordnet? Wie sitzen, stehen, blicken sie? Wann dürfen sie sprechen, wann hören sie zu?
- Bearbeitungen des Subjekts:* Was sollen die Alltagsakteur_innen in der Situation tun? Wie sollte man »idealerweise« sein? Wie wird eine derartige Kompetenz in der Situation hergestellt? Was geschieht, wenn man sich nicht entsprechend verhält?
- Widerständige und eigensinnige Praktiken:* Wie zeigen sich Widerstand und Eigensinn in den konflikthaft strukturierten Situationen? Wer ist laut und wer eher leise? Wogegen richtet sich der Widerstand?
- Rolle der Sozialen Arbeit:* Welche Praktiken bringen professionelle Akteur_innen der Sozialen Arbeit hervor? Welche Rolle und welchen Einfluss nehmen sie in den unterschiedlichen Formaten ein? Wie positionieren sie sich zu den Alltagsakteur_innen?

Im Folgenden wird der Forschungsprozess kurz skizziert, bevor dann im empirischen Teil der Arbeit analytische Einblicke in Situationen veranstalteter Partizipation ermöglicht werden.

